

Stoßgebet Nun ist er da – aber wozu brauchen wir ihn eigentlich? Sechs Thesen zum Papst-Besuch **Wochenthema S. 6/7**

Stillstand Unser Wohlstand geht auf Kosten der Ärmsten. Das wissen wir doch. Nur ändern will es keiner **Kultur S. 13**

Porträt Steve Schapiro hat mit seinen Fotos Ikonen geschaffen. Aber was wollte er in Kennedys Wohnzimmer? **Alltag S. 21**

Freitag-Community

„Eine Dezimalstelle nach links geht noch“ miauxx

Politik Die Community denkt über die Zukunft der angeschlagenen Liberalen nach
»freitag.de/fdp

Partner des Guardian

22. September 2011
38. Woche
Deutschland 3,20 €
Ausland 3,50 €

der Freitag

Das Meinungsmedium



Demokratie Ahoi

Nicht der Protest trägt die Piraten. Sondern der Wunsch nach mehr Bürgermacht s. 3

Gesucht: ein neues Projekt

Koalition Nach dem Wahlmarathon 2011 ist Rot-Grün auf dem Weg zurück an die Macht – aber nur, wenn beide von der Piratenpartei lernen

■ Philip Grassmann

Soll man diese Kanzlerin nun beitleiden für den desolaten Dauerzustand ihrer schwarz-gelben Koalition? Oder muss man sie vielleicht doch bewundern für die Chuzpe, mit der sie diesen Zustand öffentlich ignoriert? Schwieriger wird es nicht werden – so sah Angela Merkel die Lage am Tag nach dem jüngsten Wahlsieger der FDP in Berlin. Ist das nun Sarkasmus oder Zweckoptimismus?

Der Wahlmarathon 2011 ist zuende, und Angela Merkel hängt angeschlagen neben FDP-Chef Philipp Rösler in den Seilen. Bei fast jeder der sieben Landtagswahlen hat die Koalition Stimmen verloren, teilweise in dramatischem Ausmaß. Und mit jeder Niederlage sind die Probleme der Koalition gewachsen. Es geht dabei weniger um das bescheidene Polit-Management des Kabinetts. Kern der Krise ist der dürftige politische Gestaltungsanspruch dieses Bündnisses. Es gibt keine Idee, keine Erzählung, mit der man diese Koalition in Verbindung bringt. Zwei Jahre nach Bundestagswahl breitet sich Wechselstimmung im Land aus. Rot-Grün ist auf dem Weg zurück an die Macht.

Sigmar Gabriels SPD kann ihr Glück kaum fassen. An die düsteren Prophezeiungen nach der verlorenen Bundestagswahl 2009, man werde sich nun wohl viele Jahre mit den Oppositionsbänken begnügen müssen, erinnert sich im Willy-Brandt-Haus kaum noch jemand. Stattdessen dominiert ein aufdringlicher und lautstarker Optimismus, der auch ein mittelmäßiges Ergebnis wie jüngst für Klaus Wowereit in Berlin zu einem Meilenstein auf dem Weg zurück ins Kanzleramt umdeutet. Dabei übersieht die SPD, dass die Ernte der vergangenen sieben Wahlen – mit Ausnahme

von Hamburg – alles andere als berauschend war. Wenn es eine Lehre für die Sozialdemokraten aus den vergangenen Monaten gibt, dann diese: Ohne die Grünen und ihre Stimmenzuwächse ist für die SPD alles nichts. Dann wartet nur noch die Große Koalition. Oder die Linkspartei, die in den vergangenen Monaten alles getan hat zu beweisen, dass man sich besser fern von ihr hält.

Die Grünen sind die Gewinner der vergangenen Monate und auf dem besten Weg, sich als kleinere Volkspartei zu etablieren. In praktisch allen Wahlen haben sie gezeigt, dass sie zulegen, ja sogar einen Ministerpräsidenten stellen können. Mit diesen Erfolgen haben sie nebenbei auch ein vergiftetes Erbe der ersten rot-grünen Koalition abgeräumt. Das Koch-und-Kellner-Prinzip, auf das Gerhard Schröder im Umgang mit den Grünen bestand, ist heute nur noch Folklore. In Baden-Württemberg hat sich die SPD klaglos in ihre Rolle als Ju-

Die anhebende Wechselstimmung ist ein flüchtiges Phänomen

niorpartner gefügt. Und in Berlin zögert Klaus Wowereit, mit der selbstbewussten Künast-Partei ein Bündnis einzugehen. Statt dessen liebäugelt er mit einer CDU, die fast alles geben würde, um endlich wieder mitzuregieren.

Rot-Grün ist nicht nur rechnerisch wieder eine Option. Denn es gibt Themen, die eine Basis für ein rot-grünes gesellschaftspolitisches Projekt werden könnten. Die Bürgerversicherung, ursprünglich eine grüne, nun gemeinsam vertretene Idee, hat das Potenzial, die verkrusteten Strukturen dieser Gesundheitsrepublik aufzubrechen.

Und die Energiewende wird eines der dominierenden ökonomischen und ökologischen Kernthemen der nächsten zehn Jahre werden. Aber all das wird nicht reichen, um aus einer Alternative ein politisches Projekt zu machen.

Dabei gibt es ein Thema, das nicht nur SPD und Grüne, sondern auch die anderen Parteien vollkommen übersehen haben. Der überwältigende Erfolg der Piratenpartei in Berlin hat es gezeigt. Aus dem Stand knapp zehn Prozent der Stimmen zu erhalten, ist keine Kleinigkeit. Es geht dabei nicht nur um Computerfreaks oder Nerds. Diese Partei spricht eine viel größere Klientel an, nämlich diejenigen, die im Kreativsektor beschäftigt sind. Dahinter verbirgt sich eine Branche, in der mittlerweile eine Million Menschen arbeiten – mehr als in der Automobilindustrie.

Viele von ihnen sind Freiberufler mit unregelmäßigem Einkommen, die oft in prekären Verhältnissen leben oder auf Hartz IV angewiesen sind. Es ist kein Zufall, dass die Piratenpartei nicht nur eine netzpolitische Agenda hat, sondern auch eine sozialpolitische, inklusive Grundeinkommen und kostenlosem Bus- und U-Bahnfahren. Das geregelte Arbeitsleben, wie es diese Republik jahrzehntelang geprägt hat, ist ein Modell der Vergangenheit.

Wie man die Wirtschaftswelt neu definieren kann, wissen auch die Piraten nicht. Aber ihr Erfolg zeigt, dass dies jenseits des Protestphänomens die Menschen bewegt. Dazu kommt noch das Versprechen von Transparenz und Bürgerbeteiligung, eine Verheißung, die den Grünen stets wichtig war, an der sie aber ebenso wie alle anderen gescheitert sind. Wie Bürgerbeteiligung in Zeiten des Internets aussehen könnte, hat bisher keine Partei sonderlich interessiert – außer den Piraten. Auch damit haben sie einen Nerv getroffen.

Die anhebende Wechselstimmung ist ein flüchtiges Phänomen. Wenn SPD und Grüne derzeit darüber nachdenken, wie man sie am besten nutzen könnte, sollten sie von den Piraten lernen und das Thema zu einer gesellschaftspolitischen Erzählung machen. Sonst wird ihnen das gleiche Schicksal drohen, das Schwarz-Gelb derzeit erleidet.

Simon Rothöhler über die Proteste in New York

Vom Wendland zur Wall Street: Warum das Zelten gegen den Kapitalismus schwierig ist

Der Zuccotti Park in Lower Manhattan ist von der jüngsten Urban-Gardening-Welle unbeeindruckt geblieben und auch sonst keine naheliegende Wahl für ein Campingwochenende. Aber die Protestgruppe „Occupy Wall Street“, die sich seit vergangener Woche in diesem Park breitmacht, hat den Ort ja auch nicht unter ästhetischen Gesichtspunkten ausgewählt, sondern wegen seiner zentralen Lage im Finanzdistrikt.

Seit einigen Nächten campiert der harte Kern nun bereits in der Steinparkwüste an der Church Street. Die aufgestellten Plakate deuten an, dass man sich von den Protesten in Ägypten, Spanien und Israel inspiriert fühlt, auch wenn das Zelten dort je länderspezifischen Anliegen gelten mag. So auch hier in den USA: „End Corporate Personhood“ steht auf einem der Schilder, das sich auf ein folgenschweres Urteil des Supreme Court letztes Jahr bezieht, demzufolge Unternehmen politische Kandidaten finanziell ohne Einschränkungen unterstützen dürfen.

So politisch nachvollziehbar ein solches Anliegen ist – in Form einer Campingveranstaltung vermitteln die Occupy-Wall-Street-Proteste doch auch ein Bild relativer Gemütlichkeit. Nicht zuletzt deshalb, weil hier gar kein politisch relevanter Raum besetzt wird, sondern nur ein humorloser Durchgangspark. Auf dem von Mubaraks Panzern umstellten Tahrir Platz auszuhalten, ist da schon etwas anderes, als im Zuccotti Park eine mitgebrachte Isomatte auszurollen.

Zelten ist eben eine gut alteuropäische Form des Protestes, dessen geschichtlicher Ursprung sich womöglich im Hunsrück verorten lässt. Um die Ruine der Burg Waldeck schlugen von 1964 an Menschen ihre Zelte auf, die musisch wie politisch gleichermaßen bewegt waren. Fast wehmütig erinnert man sich an die Institution der Friedenscamps der

achtziger Jahre in Mutlangen und anderswo. Gecampft wurde und wird auch gegen die Atomenergie. Und bis heute kommen Studierende bei ihren Protesten kaum ohne Zelt-Camp aus.

Nun sind zu hohe Studiengebühren oder überfüllte Seminare Räume eine vergleichsweise konkrete Sache. Schon anders sieht es bei einem Anti-AKW-Camp im Wendland aus: Hier richtet sich der Protest schon gegen etwas Abstraktes und Komplexes (das freilich sehr konkret und bedrohlich werden kann). Noch unfassbarer erscheint der Gegenstand bei „Occupy Wall Street“; wie soll man gegen so etwas Umfassendes wie den Globalkapitalismus vor Ort protestieren? Das ist zugegebenermaßen nicht einfach, und vielleicht sind deshalb von den mehreren Hundert Leuten nur noch einige Dutzend übriggeblieben, die von doppelt so vielen Polizisten gelassen beobachtet werden.

Aber auch wenn es um Symbolpolitik geht, so sind doch Teilerfolge zu vermeiden. Immerhin haben es die Demonstranten geschafft, dass Abschnitte der Wall Street durch aufgestellte Absperrgitter in ein umwegiges Gehege verwandelt wurden. Das enerviert die Banker zumindest peripher, weil es die Alltagswege länger macht und Zeit doch bekanntlich Geld ist. Sollte man den Protest verschärfen wollen, empfiehlt sich abermals ein Blick nach Europa. Zu lernen wäre von den guten alten Startbahn-West-Gegnern, die Zelte könnten durch ein Hüttendorf ersetzt werden. Das zu räumen, so lehrt die Geschichte, kostet ungleich viel mehr Zeit und Geld.

Simon Rothöhler schreibt für den Freitag vor allem über Film. Er ist zur Zeit in New York

Sie finden **alle Texte auf freitag.de**, indem Sie die Headline, ein Stichwort oder den Autoren in der Suche eingeben. Wo vermerkt, finden Sie dazu auch Zusatzmaterial im Internet. Je nach Logo sind das weitere Texte, Audiobeiträge, Videos oder Bildergalerien



Inhalt



Liebe Leserinnen und Leser, der Papst besucht Deutschland, und das ist auch für den *Freitag* ein Grund, sich diesem umstrittenen Mann und seiner Welt zu widmen – allerdings anders, als Sie es vielleicht erwarten. Wir beschreiben die Welt des Katholizismus in dieser Ausgabe mit einer zweiseitigen Illustration auf den Seiten 6/7. Von Gott bis Geißler finden Sie darin (fast) jeden, der im Kosmos des Benedikt XVI. eine Rolle spielt.

Die Idee und die Texte dazu stammen von Alltags-Ressortchefin Susanne Lang, die Illustration hat Felix Velasco gemacht. Das Alltagsressort hat auf diese Weise schon oft Themen gestaltet – zum Beispiel eine Doppelseite über den Vegetarismus (*Freitag*, 3. 2. 2011) oder den „Baader-Gedeck-Komplex“ (*Freitag*, 17. 3. 2011). Für das Wochenthema ist es eine Premiere.

Freitag-Autor Robert Misik hat außerdem einige Thesen zum Papst-Besuch aufgeschrieben. Und Martin Urban versucht, Benedikt XVI. mit seinen eigenen Waffen zu schlagen: Der Papst, der der Welt stets und ständig Relativismus vorwerfe, sei selbst der größte Relativist (Seite 11).

Eine angenehme Lektüre wünscht
Philip Grassmann

Wochenthema

Benedikt on tour S. 6/7

Der Papst ist da. Aber wozu brauchen wir ihn eigentlich? Sechs unaufgeregte Thesen von *Robert Misik*

Politik

Populismus S. 4

Die FDP versucht sich im Schulterschluss mit der schweigenden Mehrheit. Allein, ihr fehlt die nötige Chuzpe
Franz Walter

Kein Greenwashing S. 5

Gewinnmaximierung war gestern. Unternehmen messen ihren Erfolg an Lohngerechtigkeit und Umweltschutz
Johannes Pennkamp

Land Grabbing in Ostafrika S. 10

Reis für Indien, Soja für Saudis: Internationale Firmen pachten äthiopisches Land zum Spottpreis
Jeroen Kuiper

Kultur

Ökodiktatur S. 13

Unsere Zukunft sollten wir nicht den Ökonomen überlassen. Auch wenn sie unsere Rohstoff-Lügen aufdecken
Lukas Bärfuss

Sein Zuhause ansehen S. 15

Von Grün ist die Heide bis Lichter: Über den Heimatfilm und die emotionale Geografie der Gegenwart
Michael Girke

Pik Öl S. 18

Was lernt der Mensch aus Katastrophen? Der Schlussbericht zur größten Ölpest der Geschichte zeigt: leider nichts.
Kathrin Zinkant

Alltag

Porträt S. 21

Als Fotograf und Modell noch beste Freunde waren: Steve Schapiro spricht im *Freitag* über Einzigartigkeit
Corinna Koch

Pragmatische Paare S. 24/25

Sex haben sie zweimal im Monat. In Thailand schaffen sich Thai-Frauen und West-Männer ihre eigenen Parallelwelten
Pia Muzaffar Dawson und Carl Bigmore

Zukunftsvisionen S. 26

In Zurück in die Zukunft trug Marty McFly Schuhe, die sich automatisch schließen. Die gibt es jetzt wirklich
Klaus Raab

A-Z Basteln S. 28

Nerds und Kastanien: Endlich ist Herbst!

Leserbriefe, Impressum S. 20

Die Königsmacherin

Margrethe Vestager ist die eigentliche Siegerin der Parlamentswahlen in Dänemark

■ **Elmar Jung**

Nachdem die ganze Anspannung von ihr abgefallen war, atmete Margrethe Vestager tief durch. Dabei merkte sie wohl gleich, wie dünn die Luft als Königsmacherin doch plötzlich ist. „Das Gefühl ist einzigartig“, brachte sie gerade noch heraus. Dann brach die Stimme, schlug über ins Falsett und war weg. Sonst passiert ihr sowas nie. Aber an diesem Abend war so einiges anders. Von Reportern und Kameras umringt, spazierte Vestager von ihrer Wohnung im Kopenhagener Stadtteil Amager zum dänischen Parlament, direkt ins Zentrum der Macht.

Vestager, 43, ist die heimliche Gewinnerin der Parlamentswahl vom 15. September. Nicht die Sozialdemokratin Helle Thorning-Schmidt. Die stand zwar am Wahlabend als strahlende Siegerin vor ihren Anhängern und ist Dänemarks neue und erste Regierungschefin. Doch hätte sie den Karren auf den letzten Metern beinahe noch in den Sand gesetzt. Denn mit 24,9 Prozent fuhr sie für ihre Partei das schlechteste Ergebnis seit 1906 ein – eigentlich ein Kunststück, denn das Land und seine Bevölkerung waren zehn Jahre liberal-konservativer Regierung unter Duldung der rechtspopulistischen Dänischen Volkspartei (DVP) überdrüssig. Weil Thorning-Schmidt trotzdem so schwach abschnitt, hing alles an Vestager und den Sozialliberalen. Mit einer Verdopplung ihres Wahlergebnisses von 2007 auf knapp zehn Prozent der Stimmen machten sie den von vielen ersehnten Wechsel möglich.

Die Mitte-Rechts-Ära hat die Bevölkerung polarisiert und das Land in zwei unversöhnliche Lager gespalten. Ein teilweise erbittert geführter Kulturkampf nährte einen grundlegenden Wertewandel in der dänischen Gesellschaft. Einst ein Hort der Toleranz, wo früher als in anderen Ländern Homosexuelle heiraten konnten und es für Einwanderer immer Platz gab, hat sich in Dänemark mittlerweile Argwohn breit gemacht – Argwohn gegen Ausländer, die das vom Staat gespannte engmaschige und damit auch teure Netz sozialer Wohltaten beanspruchen, aber auch gegen Eliten, Intellektuelle und Gruppierungen, die sich für alternative Lebensformen entschieden haben.

Für die im Kopenhagener Vorort Glostrup geborene und als Älteste von vier Geschwistern in bürgerlichen Verhältnissen aufgewach-

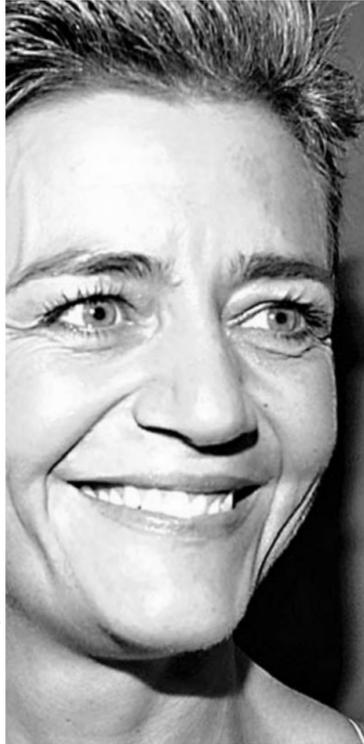


FOTO: FRANCIS DEAN/CORBIS

sene Vestager war das ein Unding, hatte sie doch von ihrem Elternhaus mit auf den Weg bekommen, dass nichts mehr zählt als die persönliche Freiheit jedes Einzelnen, ganz gleich welcher Provenienz. Für die kulturelle und gesellschaftliche Enge in ihrem Land sowie die in dieser Zeit völlig brachliegende politische Mitte machte die studierte Wirtschaftswissenschaftlerin vor allem Pia Kjaersgaard und ihre DVP verantwortlich. Deren populistisches Marktgeschrei verabscheut sie, weil es alle guten Manieren missen lässt, die in ihren Augen zu einem kultivierten politischen Diskurs gehören.

Am 15. Juni 2007 übernahm Vestager den Vorsitz der Partei Radikale Venstre, wobei der Name in die Irre führt, da die Partei weder radikal noch links ist. In der Wirtschaftspolitik steht sie eher dem bürgerlichen Lager nahe. Doch verbindet sie in der Sozial- und Einwandererpolitik mehr mit den Sozialdemokraten. Kurz, Vestagers Radikale Venstre ist genau das,

Margrethe Vestager, 1968 in Glostrup bei Kopenhagen geboren, studierte Wirtschaftswissenschaften und war von 1998 bis 2001 Bildungsministerin. Seit 2007 ist sie Chef der Radikale Venstre

was zu besseren Zeiten auch einmal die FDP in Deutschland war: eine sozialliberale Bürgerrechtspartei in der Mitte der Gesellschaft. Vestager stieß damit in eine echte Marktlücke, denn damals hatten sich die anderen Parteien im Parlament, angeheizt von Pia Kjaersgaard und den anderen Lautsprechern in der DVP, in ihre blockpolitischen und ideologisch verbrämten Lager zurückgezogen. Geschossen wurde seitdem nur noch aus der Deckung. Ohne Zwischentöne, scharf und unversöhnlich.

Der Machtwechsel wurde für Vestager zur Lebensaufgabe. Dahinter steckt nicht nur ihre persönliche Feindschaft zu Kjaersgaard. Die bürgerlichen Parteien hatten sich für sie als Kooperationspartner erledigt, da sie die in Vestagers Augen menschenunwürdige Migrationspolitik der Rechten mittragen. „Der Einfluss Pia Kjaersgaards muss ein Ende haben.“ Dies betonte sie immer und immer wieder.

Tatsächlich haben die Rechtspopulisten mit der Niederlage vergangene Woche erst einmal viel von ihrer Macht verloren. Allerdings wird die DVP sich nicht schmolldend auf die Oppositionsbank zurückziehen, sondern versuchen, auch in Zukunft die Politik Dänemarks mitzubestimmen. Zehn Jahre als Duldungspartei einer Regierung haben aus der Dänischen Volkspartei eine im eigenen Verständnis staatstragende Partei gemacht. Aus Ideologen sind Pragmatiker geworden, was die Rechtspopulisten in Dänemark auch in Zukunft gefährlich macht. Dass sie bereit sind, eigene Überzeugungen über Bord zu werfen, haben sie bereits gezeigt, etwa als sie im Mai dieses Jahres – im Widerspruch zu ihrem Parteiprogramm – Kürzungen bei der Frührente mittrugen und sich dies dann mit schärferen Grenzkontrollen teuer bezahlen ließen.

Margrethe Vestager wird deshalb versuchen, die Rechten im Parlament zu isolieren, indem sie auf das bürgerliche Lager zugeht. Ihrer Partei als derzeit echte Kraft der politischen Mitte in Dänemark wird eine Schlüsselrolle zukommen. Für die Sozialdemokraten und Helle Thorning-Schmidt wird das Regieren dadurch nicht einfacher. Doch darauf kommt es Vestager nicht an. „Wir brauchen eine breite Zusammenarbeit über die Blockgrenzen hinweg“, sagt sie. Das sind ganz neue Töne, an die man sich in Dänemark nach zehn Jahren der Grabenkämpfe erst noch gewöhnen muss.

Elmar Jung schreibt als freier Korrespondent aus Kopenhagen über Skandinavien

Igal Avidan zum Nahostkonflikt

Israel braucht Palästina

In Basel hat der Schriftsteller Theodor Herzl den Judenstaat gegründet. Der Vater des Zionismus stellte 1897 fest, dass die Juden ein Volk sind, nicht eine Religionsgemeinschaft. In New York wird PLO-Chef Mahmoud Abbas wohl den Palästinenserstaat gründen. Der Präsident der Autonomiebehörde braucht dafür nicht einmal die Aufnahme Palästinas durch den UN-Sicherheitsrat. Das simple Aufwerten von einem „permanenten Beobachterstaat“ zum „Nichtmitgliedstaat ohne Stimmrecht“ wird in der UN-Vollversammlung eine klare Mehrheit finden. Das wird es Palästina ermöglichen, Mitglied in mehreren UN-Organisationen zu werden und eventuell israelische Soldaten wegen Menschenrechtsverletzungen beim Internationalen Gerichtshof in den Haag zu verklagen.

Die Führung in Ramallah braucht einen diplomatischen Sieg, weil sie bei der eigenen Bevölkerung immer weniger Unterstützung findet und weil die Spaltung zwischen Westjordanland und Gaza neue Wahlen verhindert. Immerhin begann der Friedensprozess bereits vor 18 Jahren. In der Zeit wuchs die Zahl der jüdischen

Siedler auf das Dreifache, und Israel kontrolliert 60 Prozent des Westjordanlandes. Kein Wunder, dass die Mehrheit der Israelis den Friedensprozess zwar unterstützt, die Unabhängigkeit Palästinas jedoch ablehnt – egal wie die Vereinten Nationen entscheiden.

Durch einen Erfolg in New York könnte Abbas auch einen Sieg über die radikale Hamas feiern, die den Vorstoß bei der UNO ablehnt. Und er kann seine wirtschaftliche Abhängigkeit von Israel temporär kaschieren. Aber auch Israel braucht die gemäßigte Palästinenserführung, deren Sicherheitskräfte den Terror bekämpfen und so auch das Leben von Juden schützen. Die Bemühungen radikaler israelischer Minister, als Vergeltung die Finanzhilfe für die Palästinenserbehörde zu kürzen, könnten das Westjordanland ins Chaos stürzen und Israels Isolation in der Welt noch vergrößern.

Daher sollte sich Israel besser der Anerkennung Palästinas anschließen. Dies wird einen unlöslichen Konflikt zwischen einem Staat und einer Befreiungsbewegung in einen handhabbaren Disput zwischen zwei Staaten verwandeln. Die UNO wird dadurch zum ersten

Mal indirekt auch Israels Grenzen und seine Hauptstadt in West-Jerusalem anerkennen und Israels Selbstdefinition stärken.

Nach dem israelischen Grundgesetz ist Israel nämlich ein jüdischer und demokratischer Staat. Die jahrzehntelange gewaltsame Herrschaft über die Palästinenser verwandelte Israel jedoch in ein schizophrenes Gebilde: eine Demokratie im Kernland und eine Besatzungsmacht im Westjordanland und dem Gazastreifen.

Es wäre ein symbolischer Akt, würde Palästina das 194. Vollmitglied der UNO. Denn diese Zahl erinnert an die UN-Resolution 194 von 1948, der das gerade gegründete Israel damals als Bedingung für die Aufnahme in die Vereinten Nationen zustimmte. Damit akzeptierte die Regierung eine UN-Kontrolle über Jerusalem und die Rückkehr der palästinensischen Flüchtlinge, „die es wünschen, im Frieden mit ihren Nachbarn zusammen zu leben“.

Der israelische Journalist und Politikwissenschaftler **Igal Avidan** ist Autor des Buchs *Israel: Ein Staat sucht sich selbst*

Ulrike Baureithel über die Pflegeversicherung

Die Farce der Farce

Geschichte wiederholt sich nur als Farce, aber wie nennt man es, wenn sich die Farce wiederholt? Diese wurde vor einem Jahr aufgeführt, als sich anlässlich des Streits um die Reform der Krankenversicherung CSU-Wildsäue und FDP-Gurken gegenseitig durchs Dorf trieben. Jetzt ist es Bayerns Sozialministerin Christine Haderthauer (CSU), die Gesundheitsminister Daniel Bahr (FDP) in die Parade fährt. Statt die Beiträge zu erhöhen, will sie die Leistungen für Behinderte, Demenzzranke und sehr schwere Pflegefälle in einem Bundesleistungsgesetz zusammenfassen, um so Pflegekasse als auch Arbeitgeber zu entlasten.

Zu einer Wiederholung der Farce wird das Ganze durch die Begleitumstände. Eigentlich hatte Minister Bahr dieser Tage sein Konzept zur Reform der Pflegekasse, die voraussichtlich auf eine verpflichtende private Zusatzversorgung hinauslaufen wird, vorstellen wollen.

Angesichts des bayerischen Schrots zuckte Bahr plötzlich zurück und verschob zum Ärger aller Beteiligten das lange angekündigte Konzept auf den Sankt Nimmerleinstag. Es gebe „Beratungsbedarf“, umschreibt der

Minister die peinliche Tatsache, dass ihm in der Koalition die Bündnispartner abhandeln gekommen sind, die seine schwer angeschlagene Partei so dringend benötigt.

Denn auch die CDU lässt den FDP-Minister im Regen stehen. Ihr gesundheitspolitischer Sprecher Jens Spahn zog einen eigenen, bemerkenswert schlichten Vorschlag aus der Schublade: Er will jedem Versicherten (nicht den Arbeitgebern) fünf Euro monatlich abknapsen und einige Leistungen von einem Versicherungszweig in den anderen verschieben. Recht rüde wies er dagegen die Pläne Bahrs zurück.

Die Leidtragenden dieses Parteigezänks sind insbesondere die Demenzzranke, die schon so lange auf eine verbesserte Versorgung warten. Es sei skandalös, erklärte VdK-Präsidentin Ulrike Mascher stellvertretend, „dass sich im von der Regierung ausgerufenen Jahr der Pflege 2011 die Situation der Pflegebedürftigen und ihrer Angehörigen nicht im Geringsten verbessert hat“. Aber wer weiß: Vielleicht steht am Ende dieses Jubiläums dem Gesundheitsminister ja schon wieder ein neuer Minister vor.

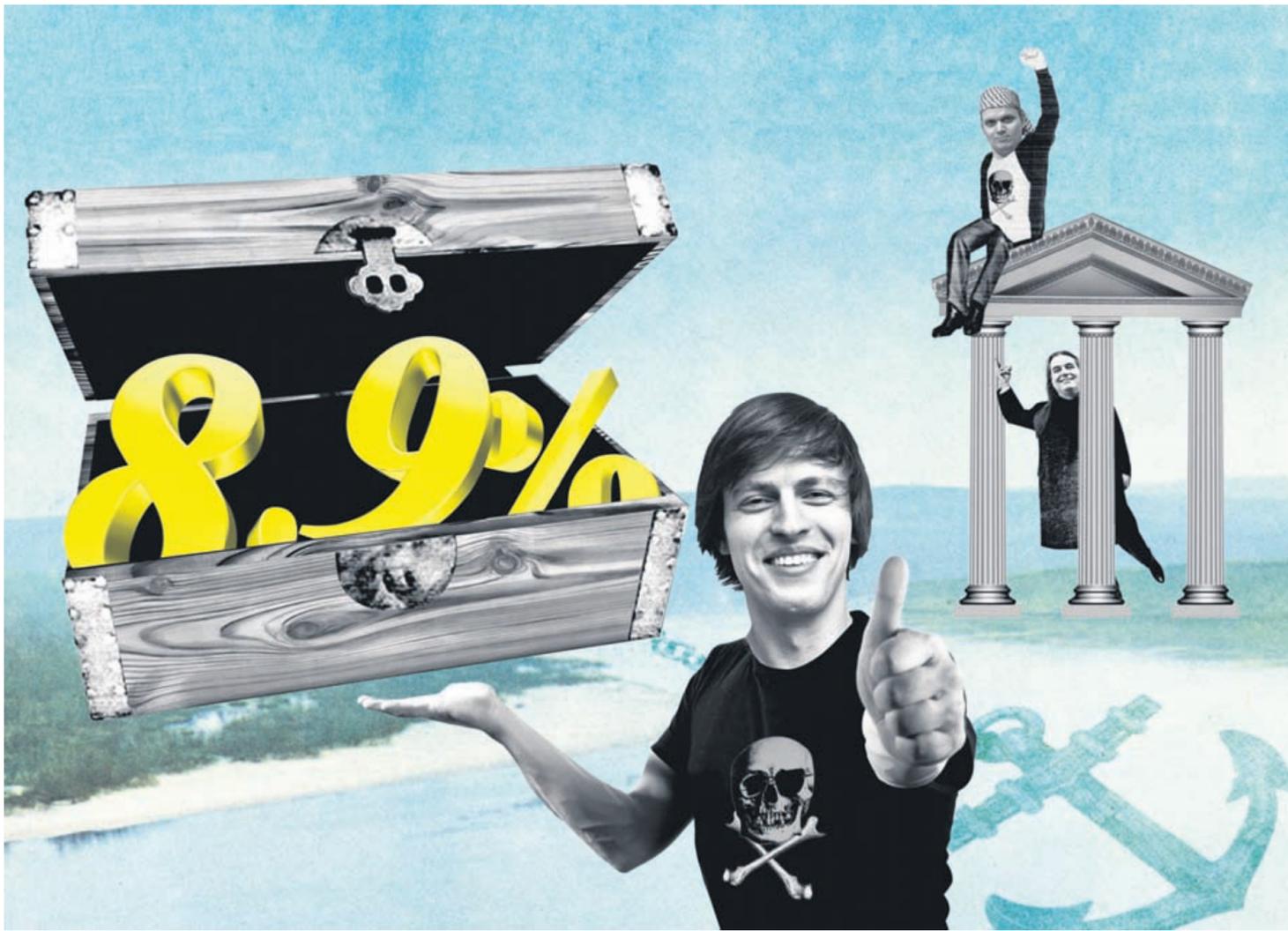


ILLUSTRATION: EVA HILLREINER FÜR DER FREITAG

Es ist das Bedürfnis, auch zwischen den Wahlen ernst genommen und beteiligt zu werden. Dass Computer für die Piraten hierbei eine entscheidende Rolle spielen, ist kein Zufall. Schließlich macht die Informationstechnologie etwas möglich, was in den vergangenen Jahren in unschöner Regelmäßigkeit durch Debatten über die Gefahren des Internet verdrängt wurde: mehr Mitbestimmung selbst jener Menschen, die sich als Fremde im Politikbetrieb wahrnehmen und denen das Leben nicht die Zeit und Energie lässt, sich täglich mit Politik zu beschäftigen. Also im Grunde fast aller.

Die Hoffnung der Piraten heißt Liquid Democracy, flüssige Demokratie. Der Begriff wird zuweilen mit einem Computerprogramm verwechselt, das einen ähnlichen Namen trägt und das die Piraten benutzen, um im Netz zu diskutieren und neue Partei-Positionen zu bestimmen, ohne dass die Debatten in Schlachten ausarten wie in den Kommentarspalten mancher Online-Zeitungen. Auf der Webseite der Piraten, kann jeder – ob Parteimitglied oder nicht – einen Antrag stellen, der dann im Netz verbindlich entschieden wird. „Wir werden auch unsere Arbeit in der Fraktion nach den Ergebnissen dieser Debatten ausrichten“, versprechen die Abgeordneten. Doch das ist nur das eine.

Wo sind die Frauen?

Liquid Democracy bezeichnet auch ein politisches Ziel, das die Piraten auch im nicht-virtuellen Raum umsetzen wollen: Alle politische Prozesse sollen so gestaltet werden, dass sie sich den Mitbestimmungsbedürfnissen der Bürger anpassen, nicht umgekehrt. Das Ziel: Jeder Bürger soll sich mit so viel Aufwand und Expertise einbringen können, wie er kann und möchte.

Bisher muss man sich ja entscheiden: Entweder man wird zum politischen Aktivist, nimmt die Mühen einer Parteikarriere auf sich, oder man redet sich in den Gesprächskreisen der sozialen Bewegungen den Kopf heiß, um schließlich in der Fußgängerzone Handzettel zu verteilen, sich in Gorleben von Polizisten wegtragen zu lassen oder auf einer Demo die richtigen Parolen zu rufen. Oder man handelt so wie die meisten Bürger und delegiert mit einem Kreuz auf dem Wahlzettel seinen Einfluss an gewählten Repräsentanten. Es ist ein Modell, das im 20. Jahrhundert einigermaßen funktioniert hat, dem sich nun aber gerade Jüngere nicht mehr unterwerfen wollen oder können.

„Jede Generation braucht ihre eigene Bewegung“, hat es der Abgeordnete Fabio Reinhardt am Sonntag auf der Wahlparty der Partei kurz vor der ersten Hochrechnung genannt. Früher hätten die Grünen die Jungen aufgefangen, heute seien es die Piraten. Die Piraten als Partei der Internetgeneration, ein großes Wort. Zumal die Partei angibt, dass nur jedes fünfte Parteimitglied weiblich ist, auch in Berlin zieht nur eine Frau ins Parlament ein. Auf Fragen nach dem Geschlechterverhältnis reagierten die Piraten gereizt. „Wer fragt denn die Grünen, wieviele Betonmischer-Fahrer sie in ihren Reihen haben?“, sagt Gerwald Claus-Brunner. „Es kommt schließlich darauf an, welche Politik dabei am Ende herauskommt.“ Auch Christopher Lauer sagt: „Ich finde es erstaunlich, dass wir immer auf die Frauen angesprochen werden und viel seltener auf Ausländer, Behinderte oder Schwule.“ Außerdem seien zum Beispiel die Frauen bei den Piraten die vehementesten Gegner einer Quote, ergänzt Pavel Mayer.

Wahrscheinlich hätte die personenschwache Partei im Moment ein ernstes Problem, ihre Posten zu besetzen, wenn sie eine Quote einführt. Und so lautet die offizielle Parteilinie: „Wir schauen unseren Mitgliedern nicht zwischen die Beine.“ Ansonsten sei die Partei eben „post-gender“. Das geht so weit, dass sich neue Parteimitglieder in der Rauchpause erst einmal daran gewöhnen müssen, dass es in der Geschäftsstelle keine Herren- und Frauen-Toiletten gibt, sondern nur Waschräume „mit und ohne Urinal“ – die von jedem und jeder benutzt werden. Bis niemand etwas anderes vorschlägt, bleiben Frauenfragen bei den Piraten allerdings Teil der Minderheitenpolitik.

Die Rauchpause neigt sich dem Ende. Faxe ist inzwischen etwas ruhiger. Parteikollegen haben ihm erklärt, dass er ja immer aus der Fraktion berichten kann, wenn er das Gefühl hat, das dort Sachen besprochen werden, die an die Öffentlichkeit gehören. „Oder du stellst einen Antrag im Netz“, sagt einer. „Schließlich haben die Fraktionsmitglieder erklärt, dass sie zurücktreten werden, wenn sie einen Beschluss der Partei nicht mittragen können.“

» Berichte und Debatten zum Erfolg und zu der Bedeutung der Piratenpartei finden Sie auf freitag.de/piraten

Update für die Politik

Neuanfang Chaostruppe, Protestpartei, ein Haufen Nerds – die Piraten strafen die meisten ihrer Kritiker Lügen. Und bleiben dabei meistens freundlich

■ Steffen Kraft

Faxe kann es nicht fassen. Wochenlang stand er in seiner blauen Latzhose auf der Straße und hat Leute angesprochen. Er hat den Berlinern versprochen, dass die Piratenpartei die Politik transparenter, offener, demokratischer machen wird. Und jetzt das. Drei der 15 frischgewählten Mitglieder der Piraten-Fraktion verlangen plötzlich, dass man sich unter Ausschluss der Öffentlichkeit treffen soll. „Fangen wir schon an, unsere Prinzipien über Bord zu werfen?“, fragt Gerwald Claus-Brunner, 39, Spitzname: Faxe. Eigentlich wollte der Mechatroniker, der ohne seinen Blaumann nicht vor die Tür geht, von Oktober an Maschinenbau studieren. Jetzt muss er sich erst mal an die Herausforderungen gewöhnen, die das Leben als Berufspolitiker so mit sich bringt.

Es ist Montagabend. Viele der Piraten, die zur ersten Parteiversammlung nach der Wahl in die Geschäftsstelle „P9“ gekommen sind, tragen noch die gleichen Klamotten wie vergangene Nacht. Da hatten die Leute im Fernsehen bestätigt: Die Piraten ziehen mit 8,9 Prozent ins Berliner Landesparlament ein. Viel geschlafen hat danach niemand. Und nun müssen sie diskutieren, wie weit sie ihre Kernforderung nach mehr Transparenz in der Politik auf sich selbst anwenden. „Hallo? Wir setzen uns gegen Überwachungskameras ein, weil das Gefühl beobachtet zu werden, Menschen befangen macht. Und jetzt sollen wir uns selbst einer Dauerkontrolle aussetzen?“, schimpft Christopher Lauer, der im Bundesvorstand der Partei sitzt und ebenfalls bald Abgeordneter wird. Dann setzt Piraten-Spitzenkandidat Andreas Baum erst einmal eine Zigarrettenpause an. Nicht, dass sich die Gemüter noch weiter erhitzen.

1979 zogen grüne Politiker erstmals in ein deutsches Landesparlament ein, in Bremen. Vier Jahre später saßen die Grünen mit Strickpullis und Zottelbärten im Bundestag. Seither sind sie aus dem Politikbetrieb nicht mehr wegzudenken. 2011 haben die Wähler erneut eine Partei in ein Parlament geschickt, die konventionellen Debatten, Arbeitsweisen und

Kleidervorschriften in Frage stellt – nur dass deren Mitglieder diesmal Blaumann, orangefarbene Hemden und schwarze Kapuzenpullis tragen. In der Tat sind bei den Piraten gewisse Parallelen zu den Achtzigern nicht zu übersehen: Die Skepsis gegenüber etablierten Parteien, der Wunsch nach einem neuen, unverstellten Habitus im Politikbetrieb und Debatten um Fragen, die sich andere Parteien nicht einmal stellen. Genau wie früher tönen auch die Skeptiker wieder, es handele sich doch bloß um eine Protestpartei, eine Chaostruppe, die im parlamentarischen Betrieb nichts beizubringen hätte.

Existenzbedrohender Erfolg

Die Piraten nehmen die Kritik gelassen. „Die werden sich noch wundern, was wir alles vorschlagen werden“, sagt Pavel Mayer. Der 46-jährige – verheiratet, eine Tochter im Teenageralter – ist ein Bär von einem Mann und auch in der Fraktion eine Vaterfigur. Als die Debatte im P9 hochkocht, spricht er um keinen Deut lauter. Und in den Pausen hört er selbst dann nicht auf zu lächeln, wenn er gerade an seiner Selbstgedrehten zieht.

Dabei hat Mayer viel zu verlieren. Der IT-Unternehmer hat kürzlich seine Altersvorsorge in eine neue Software-Firma gesteckt, acht Leute angestellt und Verhandlungen mit weiteren Investoren aufgenommen. Doch jetzt haben die Wähler ihn und drei seiner Mitarbeiter, die ebenfalls für die Piraten kandidierten, ins Parlament geschickt. Wenn Mayer zwischen den Partei-, Fraktions- und Bezirks-sitzungen der nächsten Wochen nicht schnell Ersatz anwirbt, ist die Firma in Ihrer Existenz bedroht. „Ich habe ein echtes Problem, aber für diese Sache lohnt es sich“, sagt Mayer. Für diese Sache, das Projekt „Piratenfraktion im Abgeordnetenhaus“. Aber worin besteht das eigentlich?

Immer wieder wird den Piraten vorgeworfen, ihr Programm sei unausgereift, sie hätten zu wenig Inhalt zu bieten. Es ist eine Kritik, die Pavel Mayer gerne hört. Sie erlaubt ihm, auf das zu sprechen zu kommen, was den Piraten eigentlich wichtig ist. Es ist die Misere der etablierten Politik. Die besteht laut Mayer nicht etwa darin, dass es zu wenig Lösungsvorschläge auf dem Markt der Meinungen gibt. Das Hauptproblem sei vielmehr die Art und Weise in der heute politische Entscheidungen getroffen werden: Fern ab von den Bürger, ausgehandelt zwischen Abgeordneten, Lobbyisten und so genannten Sachverständigen, unter faktischem Ausschluss der Öffentlichkeit.

Anders als etwa Rechtspopulisten machen die Piraten nicht etwa Ausländer, Muslime oder andere zu Sündenböcken. Sie rütteln auch nicht an den Grundfesten des demokratischen Systems. Im Gegenteil. Die Piraten wollen Rache nehmen dafür, dass die Vertreter der etablierten Parteien die Demokratie verhungern lassen. Dass sie sie ausweiden, so dass inzwischen fast nur noch die äußere Hülle übrig geblieben ist.

Auf diesem Feldzug erscheint den Piraten eine ständig im Umbau befindliche Agenda hilfreicher zu sein als ein umfassendes Programm. Schließlich geht es ja gerade darum, den Bürgern die Macht über die Programme von Parteien zurückzugeben, anstatt ihnen etwas Fertiges vorzusetzen. Entscheidend sei eher, den politischen Prozessen an sich ein Update zu verpassen. Die Piraten wollen die Politik auf das zurückführen, was sie heute oft nur noch dem Namen nach ist: demokratisch, offen, mitgestaltet von dem Wissen, den Erfahrungen und Argumenten ihrer Bürger.

Schon am Montag nach der Wahl haben Meinungsforscher nachgewiesen, was ohnehin alle wissen: Die Piraten wurden oft aus Protest gewählt. Skeptiker halten das für einen Ausweis dafür, dass sich das Phänomen Piratenpartei bald erledigt haben wird – ohne danach zu fragen, ob es Anzeichen dafür gibt, dass die Ursachen für die Entscheidung der Protestwähler beseitigt worden sind.

Nur niemanden überfordern

Wie kurzsichtig eine solche Analyse sein kann, haben beispielsweise die Strategen der etablierten Parteien nach der letzten Bundestagswahl bewiesen. Sie hofften, dass es ausreichen würde, das Thema Netzpolitik zu besetzen, um den Piraten das Wasser abzugraben. SPD, Grüne und Linke bestimmten netzpolitische Sprecher, gründeten Arbeitskreise und veranstalteten fix ein paar Kongresse zum Thema. Selbst im Berliner Wahlkampf sprach Renate Künast noch davon, die Piraten müssten „re-sozialisiert“ werden. Die CDU besetzte den Posten des Vorsitzenden der Enquete-Kommission „Internet und digitale Gesellschaft“ und selbst die CSU ordnete die 33 Jahre alte Abgeordnete Dorothee Bär ab, um eine Ansprechperson präsentieren zu können. Geholfen hat es alles nichts.

Wie das Berliner Wahlergebnis zeigt, haben die Piraten mit ihrem Bekenntnis zu mehr Bürgerbeteiligung ein Bedürfnis aufgenommen, das in der Bevölkerung weiter verbreitet ist, als vielen Berufspolitikern lieb sein dürfte.

Koalition Nach einem Wahljahr voller Niederlagen gelobt die Bundesregierung schon wieder Besserung. Doch der Kanzlerin weht aus der eigenen Partei weiter ein kalter Wind entgegen. Und die Liberalen, die in Berlin auf das Niveau der Tierschutzpartei gesunken sind, bleiben ein gefährlicher Partner

Merkels Werk und Röslers Beitrag

Eurokrise Nach zwei Jahren Schwarz-Gelb kämpft die Kanzlerin mit einem politischen Feuer, das sie selbst gelegt hat

■ Tom Strohschneider

Die Stimmung war weniger aufgeräumt, als es den Bildern von damals anzusehen ist: Vor fast zwei Jahren haben CDU, CSU und FDP ihren Koalitionsvertrag unterschrieben. Die schwarz-gelbe Euphorie des Wahlerfolgs war längst verfliegen. Und auch Angela Merkels Hinweis an jenem Abend des 26. Oktober 2009, dies sei nun die Bundesregierung, „die wir uns gewünscht haben“, stand schon im Schatten, den die kommenden Konflikte vorauswarfen.

Das schwarz-gelbe Bündnis, dem die Opposition nun umso lauter Unfähigkeit attestiert hat, stand von Anfang an unter großen Druck, der als ständiger Zoff aus dem Regierungskessel entwich: Steuerdebatte und Gesundheitsstreit, Gurkentruppe und Wildsau, Atomzickzack und Eurokrise – was jetzt als Krise der Regierung gilt, ist doch eigentlich seit 23 Monaten ihr Normalzustand. Daran haben auch die regelmäßigen „Neustarts“ nichts geändert. Es wurde nach dem ersten im Frühjahr 2010 nicht besser, nicht nach dem „Herbst der Entscheidungen“ und nicht nach dem Neuanfang im März 2011.

Nach der Berlinwahl fällt es Merkel nun erst recht schwer, das Reden vom Koalitionsdebakel zu zerstreuen. „Das, was gesagt wurde, ist gesagt“, versuchte es die Kanzlerin mit einem weiteren Schlussstrich. Es sei keineswegs so, dass die Regierungspartner „nicht vernünftig miteinander arbeiten können“. Wird doch noch alles anders?

Es gibt ein Argument dafür und eins dagegen. Einerseits steht Schwarz-Gelb in den kommenden acht Monaten bis zur Wahl in Schleswig-Holstein nicht mehr so sehr unter dem Druck des „permanenten Wahlkampfes“, der im föderalen System jeder Berliner Regierung zusetzt. Landtagswahlen sind Gelegenheiten, die Bundespolitik abzustrafen. Was zu einer Pendelbewegung führt: Wer ins Kanzleramt einzieht, bekommt bald auf Landesebene Probleme.

Niederlagen wie Schröder

Rot-Grün zum Beispiel. Kaum im Amt, verlor die SPD 1999 in Hessen die Regierung an die CDU. Damit war auch Gerhard Schröders Mehrheit im Bundesrat dahin, das Regieren unter CDU-Einfluss wurde nicht einfacher. Bis zum Ende von Rot-Grün im Herbst 2005 büßte die SPD bei 19 von 26 Wahlen Prozente ein.

Nach Bildung der schwarz-gelben Koalition erging es Merkel ähnlich: Seit der Bundestagswahl 2009 haben CDU und FDP bei acht Landtagswahlen jeweils nur zwei Mal dazugewinnen können. Wie schon SPD-Kanzler Schröder verlor Merkel auch bei erster Gelegenheit ihre Bundesratsmehrheit. In Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Hamburg wurde die Union aus Regierungen gedrängt, die Liberalen flogen aus fünf Landtagen heraus.

Mit der jeweiligen Landespolitik allein lassen sich solche Serien ebenso wenig erklären wie umgekehrt nur mit der „Performance“ im Bund. Schwarz-Gelb hat jedoch von Anfang an versucht, wichtige Entscheidungen taktisch anzugehen, weil Abstimmungen in den Ländern anstanden.

Noch im März 2010 verkündete Merkel, sie „glaube nicht, dass Griechenland im Moment Geld braucht“. Genau das aber war nach der Offenlegung der Bilanz durch die

in Athen neu ins Amt gekommenen Regierung jedem ersichtlich. Merkel hingegen meinte mit Blick auf die bevorstehenden Wahlen in Nordrhein-Westfalen, man solle das Problem „nicht überbewerten“. Auch die FDP stemmte sich gegen die Unheil ankündigenden Umfragen und brachte sich mit jenem euroskeptischen Populismus in Stellung, der mit der Berlinwahl wohl endgültig gescheitert ist: Es könne nicht sein, polterte der damalige Wirtschaftsminister Rainer Brüderle, dass „der deutsche Steuerzahler die Zeche für das Missmanagement in anderen Ländern zahle“.

NRW-Poker als Lunte

Merkels Versuch, die Entscheidung über Hilfen für Griechenland trotz immer nervöser reagierender Finanzmärkte auf die Zeit nach der Wahl an Rhein und Ruhr zu verschieben, ging damals angesichts des wachsenden internationalen Widerstands nicht auf – die Sorge wuchs, eine deutsche Blockade könnte zum Risiko für die ganze Weltökonomie werden. Anfang Mai sagten die Eurostaaten Griechenland Hilfen über 110 Milliarden Euro zu. Eine Woche später, in der Nacht zum 10. Mai 2010, also nur Stunden nach der Wahl in Nordrhein-Westfalen, wurde der erste Euro-Rettungsschirm über 750 Milliarden aufgespannt.

Merkels NRW-Poker war nicht nur erfolglos, er verschärfte auch noch jene Probleme, welche ihr nun am meisten zusetzen. Die Blockade der Griechenlandhilfe im Frühjahr 2010 nährte Zweifel, ließ die Rendite für Staatsanleihen in die Höhe schnellen und wurde so zur Lunte an dem Brand, der inzwischen FDP-Chef Philipp Rösler tüchtig einheizt.

Die europäische Finanzkrise blieb der Resonanzboden, auf dem Schwarz-Gelb agie-

Was jetzt als Krise der Regierung gilt, ist seit 23 Monaten ihr Normalzustand

ren muss. Die immer heftiger werdenden Schwingungen sind dabei von Merkels Politik zum Teil mitverursacht worden. Die von der Kanzlerin angeführten Bundesregierungen seit 2005 haben weder bei der Regulierung der Märkte wirksame Schritte unternommen, noch an eine Abkehr vom deutschen Exportparadigma gedacht, das einen gewichtigen Anteil am Zustandekommen der Krise hat.

Nächste Woche steht im Bundestag die Abstimmung über den erweiterten Euro-Rettungsschirm an. Und Anfang kommenden Jahres folgt die Entscheidung über den Stabilitätsmechanismus ESM. Bis dahin werden die Mitglieder der FDP gesprochen haben. Hier droht neuer Ärger. Denn ein Teil von Merkels Euro-Politik widerspricht der Beschlusslage der Liberalen.

Merkel hat nach der Berlinwahl gesagt, sie habe „keinerlei Zweifel, dass wir die Aufgaben, die wir zu erledigen haben, auch erledigen werden“. Die Zweifel an der Restlaufzeit der Regierung werden bleiben.



Neuer Vizekanzler, alte Probleme: Merkel in der Regierung, die sie sich gewünscht hatte

Deoschicht der Douglas-Liberalen

Bubis Dem Volk aufs Maul schauen, ihm aber nicht zu nahe kommen: Der FDP-Spitze fehlt der Mumm, den „populistischen Moment“ zu nutzen

■ Franz Walter

Populismus ist nicht einfach. Gerade in der Anfangsphase ihres Feldzugs weht Populisten der kalte Wind aus den Deutungsetagen der Eliten entgegen. Populistische Anführer müssen daher durchaus robuste Typen sein. Ein Stück Sendungsbewusstsein, der Glaube an die besondere Mission verleiht ihnen Kraft und Dynamik. Und man benötigt eine ordentliche Portion Chuzpe. Mehr noch: Man muss innerlich bereit sein, den eingeschlagenen Weg immer weiter zu gehen, die Tabubrüche und Regelverletzungen, welche dem Populismus eigen sind, zu steigern, ja zu radikalisieren.

An alledem dürfte es den drei „Bubis“ an der Spitze der FDP, der Boygroup aus Philipp Rösler, Daniel Bahr und Christian Lindner fehlen. Alle drei wirken wie wohlherzogene, von Kindheit an zur Höflichkeit angehaltene Referendare, nicht wie Volkstribunen, die Emotionen wittern, Empörung kalt und zielstrebig zu schüren vermögen. Die FDP hat in den letzten Jahren immer nur mit den populistischen Streichhölzern gekokelt, nie aber einen wirklichen Brand zu legen versucht. Jürgen Möllemann war die Ausnahme, den die Partei infolge dessen auch aussortierte. Guido Westerwelle und jetzt Rösler haben ein wenig versuchsweise auf der populistischen Klaviatur gespielt, haben wie alle Populisten seit dem 19. Jahrhundert gegen „Denkverbote“ gewettert, sich als Sprecher der „schweigenden Mehrheit“ in Szene gebracht, die sich den „Ritualen der politischen Korrektheit“ nicht zu unterwerfen würden.

Oft wird gesagt, dass Westerwelle rundum gescheitert sei, als er im Februar 2010 mit dieser Attitüde die „spätromische Dekadenz“ geißelte, um den Tiefflug seiner Partei aufzuhalten. Ganz richtig ist das nicht. In den zwei Wochen nach seinem Vorstoß rückte die FDP wieder nahe an die zehn Prozent Grenze heran, wie die De-

moskopie-Institute ermittelten. Nur: Als Außenminister konnte er die innere Konsequenz seiner politischen Strategie nicht fortführen. Einen gedrosselten Populismus jedoch gibt es nicht, jedenfalls nicht erfolgreich.

Das aber hatte die FDP stets am liebsten: ein Populismuschen, der es nicht übertreibt. Schließlich ordnen sich die Freidemokraten den Führungskräften der deutschen Gesellschaft zu, denen es an guten Manieren und berechenbare Rationalität nicht mangelt. Dagegen möchte man nicht „gewöhnlich“, gar plebejisch sein. Der Schweißgeruch des „gemeinen Mannes“ ist nichts für die Deodorantschicht der Douglas-Liberalen. So möchte man, von Fall zu Fall und wenn es der Partei mal wieder besonders schlecht geht, dem Volk aufs Maul schauen, aber ihm doch zu nahe nicht kommen. Veritable Populisten mögen im tiefsten Inneren ihr Volk ebenfalls verachten, da sie es ja für leicht verführbar halten. Aber genuine Populisten lieben diesen Moment, das Bad in der Menge, das Gekreische ihrer Anhänger, die enthemmten Gefühlsausbrüche der Masse.

Die Freien Demokraten, wie sie nun mal sind, fehlt dazu jeder Mumm. Am Ende obsiegen bei ihnen doch die Skrupel und Ängstlichkeiten, durch den Appel au peuple die Geister nicht mehr einfangen zu können, die sie von der Leine lassen müssten. So war es auch in den Tagen vor den Wahlen in Berlin. Der Parteivorsitzende sondierte ein wenig, was aus dem realen Verdruss großer Teile der deutschen Bevölkerung über das gänzlich undurchschaubare EU-Management zu holen ist, setzte sich aber sogleich von dem unabhängig nächsten Schritt seines Parteifreundes Frank Schäffler, demonstrativ abgedrosselter Populismus also. Nachmals:

Die FDP hat immer nur gekokelt, Möllemann war die Ausnahme

Dergleichen bringt keine Prämie ein. Der Populist muss vielmehr zu Eskalation bereit und fähig sein.

Es spricht nicht viel dafür, dass Freie Demokraten zu politischen Brutalität dieser Art das Zeug haben. Und doch bedeutet es nicht, dass die populistische Ansprache in Deutschland ohne Boden und Ertrag wäre. Im Grunde befinden wir uns tatsächlich geradezu idealtypisch in einer Situation, die Politikwissenschaftler den „populistischen Moment“ zu nennen pflegen. Die europäischen Eliten arrangieren unter sich eine Politik, die sie apodiktisch als nicht diskursfähig dekretieren. Mit ihren Fachkürzeln wie ESM oder EFSF halten sie das Volks schon semantisch auf Abstand, bekräftigen beim Demos das Gefühl der Ohnmacht. Die Rechtsordnung und die politischen Legitimationen werden je nach Opportunität und nach oft sie selbst überraschenden Ereignissen umgedeutet oder zumindest elastisch zurechtgebogen. Die politische Führung verliert auf diese Weise, was jeder Repräsentation zwingend benötigt: Den Handlungskredit, der auf Vertrauen basiert.

Das Kinn energisch gestreckt

Stellen wir uns zum Schluss kurz ein Wahlplakat vor, auf dem man Rösler, Bahr und Lindner sieht. Die Herzen der verunsicherten und zugleich entrüsteten Bürger dürfen wohl nicht in freudiger Identifikation mit dem Trio kräftiger zu schlagen beginnen. Aber stellen wir uns dann eine Zeitungsanzeige vor, auf der, sagen wir, die Herren Clement, Koch und Merz oder gar Sarrazin, das Kinn jeweils energisch nach vorne gestreckt, im Zentrum stehen, im Hintergrund vielleicht noch einige der derzeit weithin bekannten „Wirtschaftsexperten“, welche alle zusammen vor der Politik von Merkel, Steinbrück und Trittin warnen und für einen neuen politischen Zusammenschluss „mutiger Bürger“ werben. Die Verhältnisse in dieser Republik gerieten ins Tanzen.

Prof. Franz Walter, Jahrgang 1956, ist Leiter des Göttinger Instituts für Demokratieforschung. Zuletzt erschien von ihm: *Die CDU. Entstehung und Verfall christdemokratischer Geschlossenheit*, Baden-Baden 2011 (zusammen mit C. Werwath und O. D'Antonio).

Von der Unmöglichkeit gerechten Strafens

Jugendjustiz Torben P., der in der U-Bahn wie im Wahn auf einen Menschen eintrat, soll knapp drei Jahre absitzen. Der virtuelle Stammtisch schäumt

■ Iris Marx

Es sind diese unscharfen Bilder einer Überwachungskamera, die bundesweit in Dauerschleife in fast allen Nachrichten liefen: Ein großer schlaksiger Typ schlägt einen anderen nieder und tritt mit voller Wucht vier Mal auf den Kopf des leblos daliegenden Opfers ein. Dann tänzelt er weg. Im nächsten Moment macht er wieder einen Schritt auf das Opfer zu. Ein Dritter greift ein und hält den Täter davon ab, weiter zuzutreten. Die Bilder scheinen bereits alles über die Tat auszusagen. Und das Urteil war nach dem U-Bahn-Überfall vor knapp fünf Monaten ebenfalls schnell gesprochen – zumindest in der Boulevardpresse: Wegsperrten, und zwar für immer.

Genau das wollen auch einige Zuschauer, die am Montag zum Prozess gegen Torben P. gekommen sind. Gegen 13 Uhr stehen sie vor dem Berliner Landgericht Schlange. Jurastudenten sind darunter, aber auch ein paar interessierte ältere Bürger. Man wolle sehen, ob dem Opfer Recht gesprochen werde, sagt ein Mittfünfziger im gestreiften Polohemd. Er glaube nicht, dass die Richter in Deutschland so was könnten. Alles zu lasch.

Der Mann spricht aus, was in den vergangenen Monaten hundertfach in Internetforen und sozialen Netzwerken geschrieben wurde. Empörung gab es schon, als für Torben P. keine Untersuchungshaft angeordnet wurde. Dass es nach geltendem Recht keine Gründe gab – etwa Flucht- oder Verdunkelungsgefahr – und sich Torben P. selbst gestellt und die Tat gestanden hatte, spielte kaum eine Rolle.

Kein hoffnungsloser Fall

Eine neue Welle rollte, als es Anfang September in den Medien hieß, dass Torben P. vielleicht mit einer Bewährungsstrafe rechnen könne. „Bewährungsstrafe für einen Mordversuch? Geht's euch noch gut?“, schallte es vom elektronischen Stammtisch. Dorothee Muchtenbrimm schrieb auf Facebook über einen Tagesspiegel-Artikel: „Nein! Bei aller angeblichen Reue hat er einen Menschen wissentlich, absicht-



Die Richter am Berliner Landgericht auf der Suche nach einem angemessenen Urteil für Torben P.

lich und lebensbedrohlich verletzt und das aus reiner Willkür. Wenn bei so einer Tat eine Bewährungsstrafe auch nur in Erwägung gezogen wird, krankt das deutsche Rechtssystem noch mehr als bisher angenommen.“

Man muss nicht alle Kommentare lesen, um zu sehen, wie sehr im Fall Torben P. ein Klischee dem anderen folgt. Doch war der Täter eben nicht wegen Mordes angeklagt. Und er hat sein Opfer – trotz der in den Überwachungsbildern dokumentierten Brutalität – zum Glück nicht lebensbedrohlich verletzt. Möglicherweise hätte auch alles noch schlimmer ausgehen können. Tatsächlich aber konnte der zusammengeschlagene Markus P. nach seinem Schädel-Hirn-Trauma das Krankenhaus wenige Tage später wieder verlassen. So schlimm der Gewaltausbruch für das Opfer war – für die rechtliche Bewertung kommt es doch auf die Einzelheiten an. Und die Bilder sagen, trotz ihrer unheimli-

chen Macht, eben nicht alles. Der Fall Torben P. taugt nicht dazu, ein vermeintlich zu schwaches Rechtssystem anzuprangern – auch wenn der Laie vielleicht nicht weiß, dass für Mord, im Unterschied zu Totschlag, Heimtücke, Habgier oder ein anderer niedriger Beweggrund vorliegen muss. Dies sah das Gericht aber nicht, zumal der Täter anscheinend volltrunken war. Auch

Die Bilder sagen, trotz ihrer unheimlichen Macht, eben nicht alles

weiß der Laie vermutlich nicht, dass im Jugendstrafrecht der Erziehungsgedanke und eben nicht das Strafen oder die Abschreckung im Vordergrund stehen. Deshalb beträgt die maximale Jugendstrafe auch nur zehn Jahre.

Als sich um 13 Uhr die Türen des Saal 700 im Kriminalgericht Moabit öffnen, sitzt Torben P. wieder links auf der Anklagebank. Er trägt wieder ein hellblaues Hemd. Er guckt zu den Zuschauern, ganz kurz, ganz unsicher. Es ist das einzige Mal in den nächsten 90 Minuten, dass der fast zwei Meter große Schüler einen Blick zur Seite wirft.

Die restliche Zeit sitzt er fast regungslos da, mit hängenden Schultern, und hört an, was der Vorsitzende Richter zu seinem Fall zu sagen hat. Das Gericht hält dem jungen Mann zugute, dass er sich gestellt hat. Auch folgt es seiner Entschuldigung, dass er über sich selbst „entsetzt“ sei. Gleichzeitig stellt der Richter klar, dass dies seine Schuld nicht entfallen lasse. Er wende Ju-

gendstrafrecht an, obwohl theoretisch auch das Erwachsenenstrafrecht möglich sei. Torben sei zum Zeitpunkt der Tat noch nicht lange 18 gewesen, wohnte noch zu Hause bei seinen Eltern, beide sind Rentner. Er sei ein junger Mann, der noch „Entwicklungsmöglichkeiten“ habe, und kein hoffnungsloser Fall, findet der Richter. Eine Bewährungsstrafe ist ihm aber nicht genug. Zwei Jahre und zehn Monate soll Torben P. in Haft.

Überrascht vom Urteil

Ist das nun die viel beschworene Kuscheljustiz? Die deutsche Justiz möchte so lange wie möglich versuchen, aus einem fehlgeleiteten Jugendlichen noch ein ordentliches Mitglied der Gesellschaft zu machen. Den Sinn von Haftstrafen sehen Experten dabei durchaus kritisch. Nach Darstellung des Kriminologen Christian Pfeiffer werden 70 Prozent der Betroffenen nach Jugendhaft wieder straffällig. Nicht selten kommt es vor, dass sie erst in der Haft eine richtige kriminelle Karriere starten.

Im Saal 700 sitzt das Opfer seinem Peiniger als Nebenkläger genau gegenüber. Für Markus P., der nur mit großem Glück nach dem Überfall am Karfreitag keine körperlichen Schäden davongetragen hat, ist das Urteil gegen Torben P. nicht hart genug. Denn der Verurteilte kann erwarten, dass er nach Absitzen von zwei Dritteln seiner Haftstrafe wieder frei ist. Auch gilt für ihn der sogenannte offene Vollzug. Tagsüber darf er raus und weiter zur Schule gehen. So soll verhindert werden, dass die Tat seine Zukunft völlig verbaut, wie das Gericht erklärt. Ein knallhartes Signal an die Gesellschaft und an künftige Straftäter sähe sicher anders aus. Doch können solche Urteile letztlich gerade für die Opfer positiv sein: Schmerzensgeld kann ein weggesperrter, arbeitsloser Täter kaum zahlen, wohl aber einer, der doch noch seinen Schulabschluss und eine Ausbildung erreicht.

Einige der Besucher hat das Gericht offenbar überzeugt. Ein Mann im Anzug um die 60 faltet ein Transparent auf. „Mein 18-jähriger Sohn wurde am Ku'damm zusammengeschlagen.“ Deswegen sei er heute hier. Er sei „überrascht“, dass das Gericht so fair und angemessen geurteilt habe. Hunderte Facebook-Kommentatoren sehen das anders. Noch am Montagabend sind die Foren wieder voll mit den Urteilen der virtuellen Stammtisch-Gerichte.

Iris Marx ist Juristin und freie Journalistin in Berlin

Die Bessermacher

Rechenschaft Kann man Unternehmenserfolg statt in Geld im Beitrag zum Gemeinwohl messen? Man kann. Und immer mehr Betriebe machen mit

■ Johannes Pennekamp

Man könnte Wolfgang Heckel für einen Familienunternehmer halten, wie es ihn tausendfach in Deutschland gibt: Mit einem Dutzend Beschäftigten stellt der Mann aus Kaufbeuren Maschinen für die Holzindustrie her: etwa Spezialfräsen und maßgeschneiderte Förderbänder für Fabriken. „Meine Produkte“, sagt der Allgäuer, „helfen den Unternehmen, ihre Produktionsabläufe zu optimieren.“

Doch die Heckel GmbH & Co.KG ist kein Betrieb wie jeder andere, ihr Chef tickt anders als die Konkurrenz: Wenn Wolfgang Heckel am 5. Oktober seine Jahresbilanz veröffentlicht, werden darin nicht Finanzkennzahlen wie Rendite oder Zinsertrag zu finden sein, sondern Informationen darüber, wie groß die Lohnunterschiede innerhalb des Betriebes ausfallen, ob seine Produkte die Umwelt belasten und wie viel die Mitarbeiter mitbestimmen dürfen. Heckels Vision und Motivation: „Wir arbeiten für eine intakte Natur, tolerante Kultur und eine verträgliche globale Technik.“

Der bayerische Maschinenhersteller ist einer von mehr als 100 deutschen, schweizerischen, österreichischen und italienischen Unternehmen, die in Kürze ihre erste sogenannte Gemeinwohlbilanz vorlegen werden. Die Idee dahinter: „Der Erfolg eines Unternehmens soll nicht weiter in

Geld, sondern im Beitrag für das Gemeinwesen gemessen werden“, sagt Christian Felber. Der österreichische Attac-Gründer und Dozent der Wirtschaftsuniversität Wien hat gemeinsam mit einer Reihe von Unternehmern im vergangenen Jahr 18 Kriterien definiert, die den Gemeinwohlbeitrag bemessen sollen, indem sie möglichst alle sozialen und ökologischen Auswirkungen einer Firma erfassen: Wie groß ist die Lohnspreizung? Bleiben Überschüsse im Unternehmen oder werden sie an Externe ausgeschüttet? Wie ist der Umgang mit Kunden und Zulieferern? Und wie umweltfreundlich sind die Produkte?

Tradition der Siebziger

In jeder der 18 Kategorien können Unternehmen Punkte sammeln – unter dem Strich entsteht eine Gesamtpunktzahl, die Gemeinwohlbilanz. Felbers Idee haben sich nicht nur kleine Familienunternehmen angeschlossen, sondern beispielsweise auch die Münchener Sparda Bank mit rund 670 Mitarbeitern oder das Bregener Bauunternehmen Rhomberg mit 1000 Angestellten. „Fast täglich kommen neue Unternehmen dazu“, sagt Felber. Sie alle wollen weg von der Gewinnmaximierung, hin zu einer wirklich nachhaltigen Wirtschaftsweise.

Die Überlegung, beim Wirtschaften die sozialen und ökologischen Auswirkungen zu beachten und darüber Rechenschaft abzulegen, ist nicht neu: Schon in den siebzi-

ger Jahren erstellten zahlreiche Betriebe eine Sozialbilanz, um zu dokumentieren, wie sich ihr Handeln auswirkt. Vor allem, weil sich soziale Leistungen schwer in Kennzahlen fassen lassen, setzte sich der Ansatz aber nicht durch.

Heute ist die Idee zurück – und Betriebswirte lernen im Hörsaal den „Stakeholder-Ansatz“ kennen. Dahinter verbirgt sich der Grundsatz, dass Unternehmen nicht nur ihren Geldgebern verpflichtet sind, also möglichst hohe Gewinne erwirtschaften müssen, sondern auch allen anderen Gruppen, mit denen sie in Berührung kommen, beispielsweise Kunden, Zulieferern, Mitarbeitern, Anwohnern und dem Ökosystem. Die Bedeutung solcher Ansätze in der Praxis ist jedoch begrenzt: Zwar kann es sich heute kein größeres Unternehmen mehr leisten, auf eine Ökobilanz oder einen Nachhaltigkeitsbericht zu verzichten. Doch dabei handelt es sich im Großteil der Fälle um Greenwashing, also eine Art Marketingmaßnahme, zeigt eine Reihe internationaler Studien. So bilanzierte ein Forschertrio aus Harvard kürzlich, dass es „keine Hinweise auf Unternehmen gibt, die Profite dem sozialen Interesse opfern“. Ein Ökonom der renommierten Yale-University, der die Geschäftspraxis von etwa 3.000 US-Konzernen unter die Lupe nahm, kommt zu dem Schluss, dass vor allem Unternehmen, die Schlechtes zu überdecken haben, zum Ausgleich auf CSR-Aktivitäten (Corporate Social Responsibility) setzen.

Kritiker wie der Wirtschaftsethiker Ulrich Thielemann bemängeln angesichts solch ernüchternder Forschungsergebnisse seit längerem, dass die von Managern öffentlich angepriesene Unternehmensethik zu einem von vielen Instrumenten verkommen ist, das ausschließlich dazu dient, die Gewinne zu maximieren. Wirtschaftsaktivist Felber und die beteiligten Unternehmen wollen mit dieser Denkweise brechen. Familienunternehmer Heckel sagt, er würde aus innerer Überzeugung seine Werkstatt möglichst energieeffizient ausrüsten und seinen Angestellten möglichst viel Raum zur Entfaltung geben. Dass sein Betrieb dank der Gemeinwohlbilanz höhere Profite erwarten darf, glaubt er dagegen nicht. „Darum ist es mir von Anfang an auch gar nicht gegangen“, betont der Maschinenhersteller.

Der Druck soll wachsen

Worum es bei der Gemeinwohlbilanz stattdessen geht, erklärt ihr Erfinder Felber: „Die Bilanz soll die unterschiedlichen Nachhaltigkeitsberichte endlich vereinheitlichen und durch die Punktevergabe auf einen verbindlichen und vergleichbaren Nenner bringen.“ Dadurch soll sie leicht verständlich und für Unternehmen aller Branchen anwendbar sein. Felber und seine Mitstreiter hoffen, dass sich in den kommenden Jahren immer mehr Betriebe anschließen und für Manager der Druck

wächst, sich an den Gemeinwohlkriterien messen zu lassen.

Das Problem unter den derzeitigen Rahmenbedingungen: Unternehmen, die bereit sind, faire Löhne zu zahlen und mehr in Umweltschutz und gute Arbeitsbedingungen zu investieren, sind am Ende die Dummen. Ihnen droht die Pleite, weil ihre Produkte teurer sind als die der Billigkonkurrenz. Kritiker halten Felbers Ansatz deshalb für illusorisch. Felber hat diese Kritik mitgedacht. Um Betriebe, die in der Gemeinwohlbilanz gut abschneiden, einen Wettbewerbsvorteil zu verschaffen, schlägt der österreichische Querdenker vor, dass sie durch niedrigere Steuern und günstigere Kredite belohnt werden sollen. Auf diese Weise wären sie weiterhin konkurrenzfähig. „Nur wenn der Anreizrahmen entsprechend angepasst wird, kann sich langfristig etwas ändern“, ist Felber überzeugt.

Unternehmer Heckel will darauf nicht warten. Mit drei seiner Mitarbeiter ist er dabei, seinen Betrieb komplett zu durchleuchten. Bei einigen Gemeinwohl-Kriterien wie der Arbeitsplatzqualität und der Lohnspreizung schneidet er bereits sehr gut ab. Sollte sich zeigen, dass er bei anderen Kriterien, die er für sinnvoll hält, hinterherhinkt, will er nachbessern. „auch wenn es etwas kostet“, sagt der Maschinenbauer.

Johannes Pennekamp hat im Freitag 7/2011 über Ein-Euro-Jobber geschrieben

Papstbesuch Nun ist er da – aber wozu brauchen wir ihn eigentlich?



Alles Bene
Staatsakt Der Papstbesuch ist ein mediales Großereignis.
Die wichtigsten Protagonisten

Leben und leben lassen

Benedikt XVI. Nett? Kauzig? Unwichtig? Unbelehrbar? Ein Mann, der den Rückwärtsgang in die Vormoderne einlegen will? Sechs Thesen von Robert Misik zum Papstbesuch

Jetzt ist er da, der Papst. Und anders als bei früheren Besuchen, etwa dem Kölner Weltjugendtreffen, will selbst bei gläubigen Katholiken keine allzu große Euphorie aufkommen. Im Gegenteil. Gerade unter Kirchenanhängern sehen viele in Pontifex Ratzinger den verstockten Alten, der sich Reformen verweigert und die Aufklärung von Skandalen verschleppt. Und den anderen, die mit dieser katholischen Kirche ohnehin nichts am Hut haben? Denen ist der Papst reichlich wurscht. Die Stimmung lässt sich salopp also so beschreiben: Ein Besuch, den keiner will. Aber das wäre zu einfach. Hier einige unaufgeregte Thesen zum Papstbesuch.

I
Lasst den Kerl seine Meinung sagen! Ist ja nur eine unter vielen

Dass Papst Benedikt XVI. im Bundestag spricht, sehen einige Dutzend Abgeordnete als protestwürdig. Weil sie finden, dass zu viel des Privilegs ist; weil sie finden, dass ein Mann, der altmodische Ansichten

zur Rolle der Frau hat, hier nicht reden soll; dass ein Kirchenfürst, der in seinem Reich eine absolute Herrschaft führt, in einem demokratischen Parlament nichts verloren hat. Und diese Kritiker haben natürlich mit vielem recht. Allein, dass Benedikt nur deshalb im Parlament reden darf, weil er protokollarisch als „Staatsoberhaupt“ (des Vatikans nämlich) durchgeht, hat etwas Schlüpfriß-Hintertürmäßiges. Denn faktisch redet er als Chef einer Weltglaubensgemeinschaft. Und doch begibt er sich auch in eine Position, die er eigentlich nicht einnehmen will: Er formuliert Haltungen zu gesellschaftlichen Fragen, die mit anderen Haltungen in Konkurrenz treten. Insofern muss selbst der Papst eben doch den Pluralismus von Werthaltungen akzeptieren. In der Demokratie mit schwachen religiösen Banden und dem Nebeneinander verschiedener Glaubensrichtungen und auch von Ungläubigen und religiös Ungebundenen ist auch die katholische Kirche nicht mehr das, was sie eigentlich sein will: zentrale Instanz in Fragen der Lebensführung. De facto formuliert auch sie

– und auch ihr Oberhaupt – nur eine unter vielen möglichen Positionen, die sich dem Meinungsstreit aussetzen muss. Und das ist ja dann wieder okay. Der Papst darf seine Meinung schon haben. Sie ist nur um nichts erhabener als die Meinung anderer. Wenn er die als Gast im Bundestag vorträgt, kann man natürlich sagen: Das darf nicht jeder. Stimmt schon. Deshalb hebt es mich vor Zorn aber auch nicht aus den Schuhen.

II
Böser Werterelativismus? So ein Blödsinn!

Wenn der Papst in einer Demokratie seine Meinung sagen darf, dann darf man natürlich auch sagen, dass man seine Meinung für Schrott hält. Besonders seine Meinung in Hinblick auf sein zentrales Thema: den Kampf gegen den „Werterelativismus“. Damit hat Ratzinger ja zunächst auch bei nichtgläubigen Menschen einen Punkt gemacht. Denn viele finden, dass eine Kultur der Beliebigkeit eingezogen ist in unsere

westlichen Gesellschaften, dass sich alles nur mehr um Geld oder Fun dreht. Und dann kam der Papst und sagte der „Diktatur des Relativismus“ den Kampf an, der „als letztes Maß nur das eigene Ich und seine Gelüste gelten lässt“. Dabei meint Benedikt nicht einmal, dass unsere Gesellschaften „unmoralischer“ geworden sind, sondern dass die Moral gewissermaßen im Plural auftritt. Dass verschiedene Werthaltungen nebeneinander bestehen, es aber keine zentrale Instanz mehr gibt, die zwischen verschiedenen Ethiken entscheiden kann. Kampf gegen Werterelativismus, so wie der Papst das versteht, heißt im Grunde: Unsere Moral ist moralisch, die der anderen ist gefährlich relativ; dass die einen die Moral gepachtet haben, während die anderen im Lager des Relativismus stehen – und damit mit einem Bein in der Hölle. Und das ist natürlich Quatsch: Der Werterelativismus ist, wie der italienische Philosoph Paulo Flores d'Arcais formuliert, „die Basis für einen ethischen Pluralismus, ohne den demokratische Gesellschaften nicht existieren können“. Aber im Kampf

III
Er soll nicht glauben, dass er seine Moralvorstellungen anderen aufzwingen kann

Benedikt und seine Kirche formulieren Moralvorstellungen in Hinblick auf Sexualleben, Ehe oder Homosexualität. Die dürfen sie schon haben. Aber sie wollen diese Moralvorstellungen auch anderen aufzwingen. Und das ist schon weniger in Ordnung. Wenigleich man auch hier einschränken muss: Es ist prinzipiell nichts dagegen zu sagen, wenn man versucht, andere von seinen Moralvorstellungen zu überzeugen, und der Meinung ist, dass eine Gesellschaft besser funktionieren

würde, wenn die eigenen Moralvorstellungen von anderen übernommen würden. Denn nicht nur die Kirche, sondern letztlich alle Menschen, die eine bestimmte Ethik der Lebensführung haben, sind der Meinung, dass diese Ethik auch für andere Menschen gut wäre, wenn sie sie teilen würden. Niemand würde formulieren: Ich finde es schlecht, Kinder zu schlagen, aber im Rahmen eines Pluralismus der Lebensführungen ist es okay, wenn ein anderer seine Kinder schlägt. Und das gilt nur, weil die Kinder die Leidtragenden sind. Man würde diese Meinung auch vertreten, wenn nur derjenige, der sein Leben auf falsche Weise führt, der alleinige Leidtragende wäre. Aber eben nur bis zu einem gewissen Grad, der heute selbst Teil der pluralistischen Moral einer Gesellschaft geworden ist, der lautet: Leben und leben lassen. Unterschiedliche Lebensentwürfe werden heute längst instinktiv geachtet, wenn der, der sie lebt, damit glücklich ist und niemand anderen damit in Mitleidenschaft zieht. Auch das wäre jedoch für Herrn Ratzinger Relativismus.

IV
Wie die Kirche intern funktioniert, ist ihre eigene Sache

Vieles, was dem Papst an Kritik entgegen schlägt, bezieht sich aber heute auf das interne Regime der Kirche. Es geht um den Zölibat und die Rolle der Frau – beziehungsweise ihre „Nicht-Rolle“ in der katholischen Kirchenhierarchie – und die Folgen, die das für die Kirche selbst hat: Abwendung der Gläubigen, Kirchenaustritt, die verkrüppelte Sexualität von Priestern und Ordensangehörigen, die Missbrauchskandale. Sehr viele Katholiken regen sich über all das auf, aber auch viele Nicht-Katholiken, die Zeitungen sind voll mit all dem. Dabei geht das, sofern es sich nicht um Verbrechen handelt – wie etwa den Missbrauch –, eigentlich nur die Katholiken etwas an. Eigentlich nur die Katholiken etwas an. Eigentlich nur die Katholiken etwas an. Eigentlich nur die Katholiken etwas an.

rer Angehörigen. Wem es nicht passt, der kann diese Kirche ja verlassen. Wer das nicht will, der kann ja innerhalb der Kirche dafür kämpfen, dass das geändert wird. Aber mich geht das im Grunde nichts an. Ich finde es eher anstrengend, dass wir Nichtkatholiken dauernd mit Berichten über die internen Probleme dieses Ladens belästigt werden.

V
Die Rede vom „christlichen Europa“ ist zu einem Kampfbegriff geworden

Der Papst spricht gerne vom „christlichen Europa“ und betont dabei die Bedeutung des Christentums und der griechischen Philosophie für die Geschichte des Kontinents. Fortschrittlichere Katholiken würden vielleicht stärker die „judeo-christlichen“ Grundlagen Europas betonen, um mehr Gewicht auf die rebellischen Traditionen der jüdischen Propheten zu legen, die gegen die Obrigkeit wetteten. Egal, es ist jedenfalls modern geworden, von der christlichen Grundierung unseres Konti-

nents zu sprechen. Was aber nicht übersehen werden darf: Wer in den achtziger oder neunziger Jahren so gesprochen hat, der hat vielleicht nur eine nüchtern-ideengeschichtliche Analyse vorgetragen, um die philosophischen Prozesse zu beschreiben, die dann auch in Aufklärung, Kirchenkritik und Moderne gemündet sind. Aber heute ist die Rede vom christlichen Europa zu einem Kampfbegriff geworden. Weil angesichts von ethnischer Vielfalt in Europa selbst, aber auch wegen der Globalisierung religiöse Identitäten wieder bedeutender werden (oder weil es den Anschein hat, sie würden bedeutender), zieht neue Aggressivität ein. Motto: „Wir Christen“ gegen „die Moslems“. Mal sieht man sich bedroht vom Islam, mal ist man auch beeindruckt von der anscheinenden Glaubensstärke frommer Moslems. Von der Art: Schön, wenn unsere Leute auch so wären. Und dann sieht man das christliche Europa als Bollwerk gegen den Islam. Aber das verkompliziert die Konflikte nur, die mit religiöser und ethnischer Vielfalt einhergehen.

VI
Gott schütze uns vor der Rückkehr der Religionen!

Noch vor Kurzem schien ausgemacht, dass die Säkularisierung unaufhaltsam sei. So prophezeite der Religionssoziologe Peter Berger Anfang der siebziger Jahre: „Im 21. Jahrhundert werden sich religiöse Gläubige wahrscheinlich nur noch in kleinen Sekten finden, aneinandergeschmelt, um einer weltweiten säkularen Kultur zu widerstehen“. Nun, es kam anders. Die Kirchen plätzen zwar nicht gerade aus allen Nähten, aber verschwunden ist religiöses Bewusstsein nicht. Stattdessen wird sogar eine „Renaissance der Religionen“ ausgerufen. Aber ist das gut in ethnisch und religiös vielfältigen Gesellschaften, wenn die Religionen wieder in den Vordergrund drängen? Nein, wir brauchen eher mehr Säkularisierung als weniger, gerade weil die Privilegierung einzelner Religionen nicht mehr begründet werden kann. Jeder darf glauben, privat, wozu er lustig ist. Aber er soll bitte andere nicht damit belästigen.

TEXT: SUSANNE LANG; ILLUSTRATION: FELIX VELASCO FOR DER FREITAG; MATERIAL: GETTY IMAGES, EPA



FOTO: THOMAS LOHRES/DAFDP/DPD

Ansichten eines baldigen Konjunkturerinbruchs: Börse in Frankfurt am Main

Sparen, sparen, sparen

Konjunktur In der Eurozone droht ein Ende des fragilen Aufschwungs. Ein Prozent Wachstum 2011 wäre schon respektabel

■ Michael R. Krätke

Nach Wochen dramatischer Kursauschläge an den Börsen gibt es für die Deutschen durchaus Grund, Angst zu haben. Der Weltwirtschaft geht es schlecht, die Finanzkrise ist noch lange nicht ausgestanden, die nächste Rezession zeichnet sich ab.

Seit Ausbruch der Turbulenzen sind an den Weltbörsen mehr als 2,5 Billionen Dollar verbrannt worden, und die Flucht aus den Aktien hält an. Davon profitieren die vermeintlich sicheren Geldhäfen: das Gold, der Dollar und der Schweizer Franken, in Maßen der Yen und das Pfund, aber auch langfristige Staatsanleihen der USA und Deutschlands. Ein untrügliches Krisensymptom: Obwohl die Bonität der US-Staatspapiere herabgestuft ist, führen niedrige Zinsen dazu, dass ihre Renditen im Moment auf dem niedrigsten Stand seit 60 Jahren sind. Ähnlich gut geht es

Bundesanleihen – sie gehen weg wie die sprichwörtlichen warmen Semmeln.

Der Börsencrash hat mittlerweile Ausmaße angenommen wie zuletzt im September 2008 – vor nun genau drei Jahren – beim freien Fall der US-Bank Lehman Brothers. Verschärft wird die Nervosität durch pessimistische Konjunkturprognosen, die inzwischen auch Brasilien und Indien wie auch dem Wunderland China gelten, das an Schwung verliert. Allerdings entspricht Letzteres wohl zum Teil der Absicht der Regierung in Peking, das Wachstum auf sieben Prozent bis 2015 zu drosseln und so die Inflation zu zügeln.

Rezession und Depression

Am stärksten hat sich das Wachstum in Deutschland verlangsamt, von 1,8 auf 0,1 Prozent im zweiten Quartal. Die Bundesregierung bereitet die Öffentlichkeit inzwischen darauf vor, dass sie ihre Wachstumsprognose für das kommende Jahr senken muss. Die Einfuhren legen seit Monaten

stärker zu als die Ausfuhren. Für eine Exportwirtschaft ist das ein untrügliches Indiz, dass sich der Aufschwung ins Gegenteil verkehrt. Vieles deutet auf einen Konjunkturerinbruch schon in nächster Zeit hin. Die wichtigsten Abnehmer der deutschen Exportmaschine in der EU beziehungsweise der Eurozone schwächeln. Großbritannien stagniert ebenso wie Frankreich.

Sollte Ende 2011 noch ein durchschnittliches Jahresplus von einem Prozent für den Euroraum herauskommen, wäre das respektabel. Doch wäre es zu wenig, um die Unterbeschäftigung in dieser Wirtschaftsregion einzudämmen, vor allem die exorbitante Jugendarbeitslosigkeit in Spanien, Portugal und Griechenland.

Schlimmer als die Eurozone hat es bei einem Rückgang der Gesamtproduktion von fast drei Prozent die USA getroffen. Dort lahmte die Industrie auf breiter Front, vorrangig die Investitionsgüter-Branche, mit Abstrichen die Produktion langlebiger Gebrauchsgüter. Die Massenarbeitslosigkeit

(offiziell 9,1 Prozent) in den USA lässt sich nicht dämpfen, weil stagnierende Reallöhne und überschuldete Privathaushalte eine Rückkehr zu einer auf Pump finanzierten Konsumkonjunktur ausschließen.

Vorbild Fed

Unisono verkünden die Analysten die gleiche Botschaft, und die müsste der Bundesregierung in den Ohren klingen: Die Sparprogramme, die überall greifen – in Griechenland und Irland, ebenso in Spanien, Italien oder in den USA – werden nationale Konjunkturen dämpfen und daher die weltweite Talfahrt beschleunigen. Am dramatischsten sind die Einbrüche in Griechenland (minus fünf Prozent), weniger drastisch, aber dafür umso nachhaltiger, in Großbritannien. Die Sparchampions führen ihre Länder unweigerlich in Rezession und Depression. Aber, so schreiben die gleichen Analysten: Sparen, sparen und noch mehr sparen ohne Ende, das sei unumgänglich.

Italien, die siebtgrößte Exportnation der Welt, bekommt das Spardogma derzeit besonders zu spüren (siehe unten). Und das, obwohl seine Schulden überwiegend Inlandsschulden sind, aber eine Pleite der römischen Großbanken oder des Staates ebenso wenig zu befürchten ist wie eine Banken- oder Staatspleite in Frankreich. Weil die Regierung Berlusconi ihre Sparpolitik ebenso opportunistisch und wetterwendisch betreibt wie alles Übrige, hatte Italien Schwierigkeiten, eine Anleihe von 7,7 Milliarden Euro zu refinanzieren. Die Europäische Zentralbank (EZB) sprang ein und kaufte seit Anfang August auch massiv

Das Schulden-Dilemma ist Symptom und Konsequenz einer tiefer liegenden Krise

italienische Staatspapiere. Damit handelte sie sich den Ärger der Bundesbank und anderer Lordsiegel-Bewahrer eines geldpolitischen Dogmatismus ein. EZB-Chefvolkswirt Jürgen Stark ging im Streit.

Tatsächlich hat sich die EZB in den vergangenen Monaten verändert. Sie entsagt dem Modell der deutschen Bundesbank und folgt dem Vorbild der US-Zentralbank Fed. Darüber kann sich nur ereifern, wer im ehernen Gehäuse der geld- und fiskalpolitischen Dogmen gefangen sitzt und nicht begreift: Das Schulden-Dilemma in Europa wie in den USA ist Symptom und Konsequenz einer tiefer liegenden ökonomischen Krise. Die Staatsverschuldung wurde durch milliardenschwere Bankenrettungen und Konjunkturprogramme verursacht, keinesfalls durch frivol übersteigerte Sozialausgaben.

Unübersehbar dient die panische Angst der Deutschen vor Schulden und Inflation dazu, die Nachbarländer – trotz ihrer Rolle als unverzichtbare Handelspartner – zu immer resoluterem Sparen und damit tiefer in die Rezession zu treiben. Wer den Staat, den öffentlichen Sektor beziehungsweise die real existierende (inzwischen schwer beschädigte) gemischte Wirtschaft für das eigentliche Übel hält, nutzt die Gunst der Krisenstunde, um der Utopie der reinen Marktwirtschaft ohne regulierenden Sozialstaat näherzukommen. Den unheimlichen Utopismus der herrschenden Vulgärökonomie, die Griechenland bereitwillig in die Insolvenz schicken will, sollte man in der heutigen Krisenkonstellation nicht unterschätzen.

Michael R. Krätke ist Professor für Ökonomie an der Universität Lancaster

Berlusconis „Blut und Tränen“ reicht den Märkten nicht

Italien Mit der dritten Auflage seines Sparprogramms ist der Premier dem Ende seiner politische Karriere ein Stück näher gekommen

■ Jens Renner

Standard&Poor's hat den Daumen gesenkt – trotz des Sparprogramms, das sich Ministerpräsident Silvio Berlusconi mühsam abgerungen hat und das Italien bereits in Aufruhr versetzt. Die amerikanische Ratingagentur streut weitere Zweifel an der Kreditwürdigkeit des Landes. Und an der Politik des angeschlagenen Regierungschefs.

Dabei hatte Berlusconi die Abstimmung über das sogenannte Sanierungspaket – „la manovra“ – bereits in beiden Parlamentskammern mit der Vertrauensfrage verbinden müssen. Denn das Paket war selbst im regierenden Rechtsblock höchst umstritten. Etliches belastet die eigene, ohnehin schrumpfende Anhängerschaft. Das war auch der Grund, weshalb der Premier zwischenzeitlich von schon beschlossenen Sparmaßnahmen wieder abrückte. Dass er schließlich zähneknirsch einlenkte, lag

vorrangig an dem bereits seit Wochen wachsenden internationalen Druck.

Statt wie üblich gute Laune auszustrahlen, stellte Berlusconi Italien nun eine Zeit von „Blut und Tränen“ in Aussicht. Dass die beschlossenen Maßnahmen die Menschen in sehr unterschiedlichem Maße treffen, ist keine wirkliche Überraschung. Hauptleidtragende der Einsparungen – 53,3 Milliarden Euro bis 2013 – sind die Bezieher kleiner und mittlerer Einkommen. Die Gehälter im öffentlichen Dienst werden eingefroren, Zuschüsse für Provinzen und Kommunen gekürzt, was zwangsläufig zum Abbau von Arbeitsplätzen und weiteren Privatisierungen führt. Steuerrabatte auf Ausgaben für Bildung, Gesundheit und die Betreuung Hilfebedürftiger entfallen. Und die erhöhte Mehrwertsteuer trifft besonders diejenigen, die einen Großteil ihrer Einkünfte für Dinge des täglichen Bedarfs ausgeben müssen. Hier übertreffen die Preissteigerungen die offizielle Inflationsrate von 2,8 Prozent teils beträchtlich. Benzin und Diesel etwa verteuerten sich innerhalb eines Jahres um 16 beziehungsweise 20 Prozent.

Mit den jetzt beschlossenen Maßnahmen setzt sich eine Tendenz fort, die schon seit Jahren für viele Italiener bedrohliche Konsequenzen hat. 2010 galten 19 Prozent der Bevölkerung offiziell als arm, bei den unter 18-Jährigen waren es 25 Prozent. Zwei

Drittel der Verarmten leben in Süditalien, wo aber nur ein knappes Drittel der Gesamtbevölkerung zu Hause ist. Viele junge Erwachsene kennen ausschließlich prekäre Arbeitsverhältnisse – mit Zeitverträgen, Unsicherheit, Dumpinglöhnen. Die ebenfalls mit dem Sparpaket verfügte Verschiebung des Renteneintritts für Frauen von derzeit 60 auf 65 Jahre wird nicht nur die Betroffenen, sondern auch den Arbeitsmarkt belasten.

1,9 Billionen Euro

Einige der beschlossenen Schritte sollen zeigen, dass nun auch die Besserverdienenden zur Kasse gebeten werden. So sollen Jahreseinkommen ab 300.000 Euro mit einer „Solidaritätssteuer“ von drei Prozent belegt werden. Allerdings geben nur 34.000 Personen ein so hohes Einkommen an. Nach allen bisherigen Erfahrungen müssen sich die Reichen keine Sorgen machen, dass die angekündigten Maßnahmen gegen Steuerhinterziehung ihre wirklichen Einkünfte ans Licht bringen.

Proteste gegen die Haushaltssanierung auf Kosten der Armen haben bisher nicht die gleiche Wucht wie in Griechenland oder Spanien. Immerhin legte ein Generalstreik des linken Gewerkschaftsbundes CGIL Anfang September weite Teile des Landes

lahm, in mindestens 100 Städten wurde demonstriert. Dabei ging es nicht nur um die unsoziale Sparpolitik, sondern auch um Koalitionsfreiheit in den Betrieben. Die kampfstärke Metaller-Gewerkschaft FIOM demonstrierte mit dem Slogan: „Ihr wollt uns als Sklaven, ihr werdet uns als Rebellen erleben!“ Die rechten Gewerkschaftsverbände CISL und UIL beteiligten sich nicht. Das Argument des CISL-Chefs: Der Streik sei ein negatives Signal an die Börsen.

Ungeachtet solcher für eine Gewerkschaft recht origineller Einwände werden die Proteste weitergehen. Ein immer mal wieder beschworener „heißer Herbst“ ist möglich. Denn Teile des Unternehmerlagers fühlen sich stark genug, Öl ins Feuer zu gießen. So lobte FIAT-Boss Sergio Marchionne einen Beschluss der Regierung, der ebenfalls in das Sparpaket aufgenommen wurde, als von „bestialischer Klarheit“ gekennzeichnet. Es geht um den Artikel 8, der gewerkschaftliche Rechte einschränken und den in den siebziger Jahren erkämpften weitgehenden Kündigungsschutz aushebeln würde. Marchionne kommentiert dies offenherzig: „Wir haben bekommen, was wir brauchen.“

Während über den Fortgang der sozialen Proteste nur spekuliert werden kann, ist Berlusconi politisches Ende absehbar. Selbst seine engsten Gefolgsleute wissen, dass mit dem Egomanen und Skandalpoli-

tiker keine Wahlen mehr zu gewinnen sind. Laut neuesten Umfragen ist nicht nur das Vertrauen in Berlusconi von 48 Prozent im Januar 2010 auf 24 Prozent zurückgegangen, seine Regierung steht mit 19 Prozent Zustimmung (gegenüber 40 Prozent Anfang 2010) sogar noch schlechter da. Nach Wahlpräferenzen liegt Mitte-Links bei 44 Prozent, der Rechtsblock käme dagegen nur noch auf 37,5 Prozent. Die Mehrheit hätte, wer den „dritten Pol“ für sich gewinnt, die maßgeblichen Köpfe sind hier der Christdemokrat Pierferdinando Casini und der Postfaschist Gianfranco Fini, beide ehemalige Partner Berlusconi.

Auch eine Mitte-Links-Regierung unter Führung der Demokratischen Partei (PD) würde aber mit einer riesigen Hypothek starten: Italiens Schulden belaufen sich auf 1,9 Billionen Euro. Mitte-Links hat sich schon einmal bei der Sanierung der Staatsfinanzen bewährt – in den Jahren nach 1996. Der damalige Premierminister Romano Prodi tat alles, damit Italien in die Euro-Zone aufgenommen wurde. Mit seiner strikten Sparpolitik vergraulte er damals dauerhaft die eigene Klientel.

Jens Renner ist freier Autor. Von ihm erschien 2002: *Der neue Marsch auf Rom. Berlusconi und seine Vorläufer* beim Rotpunktverlag in Zürich

Zwei Seiten eines Dilemmas

Nahost Palästina will von der UNO als Staat anerkannt werden. Israel läuft dagegen Sturm. Wie beide ihre Positionen begründen

Präsident Mahmoud Abbas will die Aufnahme Palästinas als 194. Staat der Vereinten Nationen beantragen. Die israelische Regierung ist in heller Aufregung, die USA haben ein Veto im Sicherheitsrat angedroht, Deutschland versucht zu vermitteln. Der im Libanon geborene Autor Hussein Ibish und der seit Jahrzehnten in Israel tätige Journalist Yossi Klein Halevi stehen für die beiden Seiten des Dilemmas. Sie beantworten Fragen, die ihnen Leser des britischen *Guardian* und des jüdisch-amerikanischen *Forward* im Internet gestellt haben.

Welche konkreten Nachteile würde es mit sich bringen, wenn wir die palästinensischen nationalen Bestrebungen anerkennen?

Yossi Klein Halevi: Wir haben die nationalen Bestrebungen der Palästinenser bereits anerkannt. Selbst Netanjahu hat eine Zwei-Staaten-Lösung akzeptiert. Wenn Sie mich aber fragen, ob Israel die UN-Initiative der Palästinenser unterstützen sollte, dann antworte ich mit Nein, weil der Antrag eine Verhandlungslösung unterläuft und die israelischen Sicherheitsbedürfnisse missachtet. Die internationale Gemeinschaft bringt damit zum Ausdruck, dass es ihr wichtiger ist, den 23. arabischen und den 58. muslimischen Staat anzuerkennen als die Sicherheit und möglicherweise die langfristige Überlebensfähigkeit des einzigen jüdischen Staates zu gewährleisten. Es ist ein Ausdruck der Geringschätzung gegenüber Israel.

Welchen Unterschied macht ein „Beobachterstatus“ über den reinen Symbolismus hinaus?

Hussein Ibish: Ich befürchte, dass dieser Symbolismus uns real sehr teuer zu stehen kommen wird, wenn die USA ihre Zahlungen an die palästinensische Autonomiebehörde und die UN kürzen, wie zahlreiche Mitglieder des Kongresses dies für den Fall fordern, dass der Status der Palästinenser aufgewertet wird. Das Attraktivste an dem Nichtmitgliedsstatus ist die historische Perspektive: Alle 16 bisherigen Beobachter, mit Ausnahme des Vatikan, sind mittlerweile Vollmitglieder.



Angesichts des Stillstands im Friedensprozess verlangt Palästina die Anerkennung

Was ist falsch daran, dass die Palästinenser sich mit ihrem Wunsch nach multilateralen Gesprächen und multilateraler Anerkennung an die UN wenden?

Yossi Klein Halevi: Es geht nicht um das abstrakte Recht der Palästinenser, sich mit ihrem Anliegen an die UN zu wenden. Für Israel besteht die entscheidende Frage darin, welche Absicht die palästinensische Nationalbewegung mit diesem Schritt verfolgt. Geht es darum, einen Staat zu errichten, der in Frieden mit Israel lebt? Oder betrachtet sie dies nur als ersten Schritt zur Demontage des jüdischen Staates – vielleicht durch das demografische Mittel eines „Rückkehrrechts“. Wenn Sie die palästinensische Presse lesen – egal ob die von Hamas oder Fatah – ist letzteres der Fall.

Die meisten Israelis glauben nicht, dass die palästinensische Nationalbewegung nach einer dauerhaften Zwei-Staaten-Lösung strebt. Die internationale Gemeinschaft nimmt diese Ängste im Großen und Ganzen einfach nicht ernst.

Zielt die Abstimmung vor der UNO darauf ab, die Verhandlungsposition der Palästinensischen Autonomiebehörde gegenüber den Israelis zu stärken, oder ist dies ein Versuch, sie gegenüber der Hamas zu stärken?

Yossi Klein Halevi: Das klingt verlockend und ich wäre gerne weniger zynisch. Aber ich kann darin nur einen Schritt zur Deligitimierung Israels erkennen. Mit Blick auf die Stärkung der PA scheint mir erwähnenswert, dass die Hamas die Abstimmung vor der UNO verurteilt hat – ein Argument, den zweiten Teil Ihrer Frage positiv zu beantworten.

Was bedeutet der Gang vor die UN für Premierminister Fayyads weitgehend erfolgreichen Ausbau staatlicher Institutionen?
Hussein Ibish: Egal, was in New York passiert, darf dies den von Fayyad 2009 auf den Weg gebrachten Prozess auf keinen Fall gefährden. Die Vorbereitung unabhängiger staatlicher Strukturen ist für das nationale Interesse der Palästinenser eine grundlegende

Ergänzung zu diplomatischen Verhandlungen und ein Mittel, den Prozess voranzutreiben, wenn die Verhandlungen nicht vom Fleck kommen. Die PA steckt finanziell bereits in der Krise, weil eine Reihe arabischer Staaten ihre Versprechungen für 2011 nicht eingehalten haben. Um in der Westbank Ruhe und Hoffnung zu erhalten, müssen diese Institutionen weiter ausgebaut werden. Die PA muss ihre Löhne auszahlen können, von denen mehr als eine Millionen Menschen direkt abhängig sind. Das Geld ist auch für die weitere Sicherheitskooperation mit den Israelis entscheidend, die für einen enormen Rückgang von Kriminalität und Terrorismus gesorgt hat und Bedingung für Investitionen, Entwicklung und jedes Regierungshandeln ist.



Yossi Klein Halevi wurde 1953 in New York geboren und lebt seit 1982 in Israel. Dort arbeitete er für diverse Publikationen und schrieb Meinungsbeiträge für US-Zeitungen. Zudem hat er mehrere Bücher veröffentlicht. Er ist Fellow des Shalom Hartman Institute und Israel-Korrespondent der amerikanischen Zeitschrift *The New Republic*.



Hussein Ibish ist Senior Fellow bei der Nichtregierungsorganisation American Task Force on Palestine. Er schreibt häufig für amerikanische Zeitungen und Magazine und ist Autor des Buchs „What's Wrong with the One-State Agenda? Why Ending the Occupation and Peace with Israel is Still the Palestinian National Goal“.

Wie kann die Sicherheit Israels gewährleistet werden, ohne dass ein Palästinenserstaat neben Israel gegründet wird?

Yossi Klein Halevi: Gemäßigte Israelis wie ich – und wir sind mittlerweile in der Mehrheit – sehen einen Palästinenserstaat zum einen als existenzielle Notwendigkeit und zum anderen als Bedrohung (Raketen auf Tel Aviv, etc.). Die Frage ist, wie ein Staat gegründet werden kann, der uns von der einen existenziellen Bedrohung befreit, ohne eine neue zu schaffen. Linke wie rechte Juden picken sich die Bedrohung heraus, die ihnen in den Kram passt, und ignorieren die andere. Beide machen sich einer selektiven Wahrnehmung schuldig, die die Schwere des israelischen Dilemmas trivialisiert. Macht der Arabische Frühling Israel Angst oder weckt er Hoffnungen, dass die Araber ihre Länder in funktionierende Demokratien umgestalten wollen? Und birgt ein Palästinenserstaat in diesem Kontext das Versprechen eines neuen, offenen und freien Nahen Ostens?

Hussein Ibish: Die Meinung der Israelis über die arabischen Aufstände scheint gespalten. Aber ich finde, sie sollten sie begrüßen. Frieden kann zwar zwischen Regierungen geschlossen werden, aber nur die Menschen können ihn bewahren. Demokratische, pluralistische Gesellschaften sollten ein stabileres politisches Umfeld abgeben und es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass sie weniger Interesse an einem Frieden mit Israel haben sollten als Diktaturen.

Israel wird der öffentlichen Meinung in den arabischen Ländern wohl mehr Aufmerksamkeit schenken müssen, als es dies in der Vergangenheit getan hat. Aber auch das ist gut so. Ein Palästinenserstaat, der nicht auf dem Fundament bereits herrschender Eliten, von Geheimpolizei und anderer Instrumente der Repression errichtet wird, könnte sicher einmal zu den demokratischsten und pluralistischsten arabischen Gesellschaften gehören.

Yossi Klein Halevi: Die möglichen Konsequenzen des Arabischen Frühlings machen mir kurzfristig große Angst, erfüllen mich langfristig aber mit großer Hoffnung.

Im Verlauf dieses Jahres haben sich taktische Allianzen in der Region aufgelöst. Die Türkei, unser wichtigster Verbündeter, droht nun damit, Kriegsschiffe gegen uns loszuschicken. Und als die israelische Botschaft in Kairo von einem Mob überrannt wurde, weigerte sich die ägyptische Führung, am Telefon mit verzweifelten Israelis zu sprechen. Sie schickte erst Kommandos zur Rettung des Botschaftspersonals, als die USA intervenierten – von der im Aufwind befindlichen Muslimbruderschaft ganz zu schweigen. Katastrophe ist also kein zu starkes Wort, um die kurzfristigen Folgen zu beschreiben.

Langfristig könnte der Arabische Frühling der Beginn eines Prozesses sein, der es den arabischen Ländern gesellschaftlich wie wirtschaftlich erlaubt, Teil der globalisierten Welt zu werden. In einem Nahen Osten, der sich selbst hinterfragt und nicht andere für seine Probleme verantwortlich macht, könnte Israel sich schließlich zuhause wiederfinden. Meine Vision für Israel ist, dass wir in den Nahen Osten „zurückkommen“. Diese Heimkehr wird aber nicht gelingen, solange wir uns im Verhältnis mit unseren Nachbarn im „Exil“ befinden. Ein unter den richtigen Vorzeichen gegründeter Palästinenserstaat könnte ein entscheidender Teil dieser Heimkehr sein. Wir müssen den Palästinensern und der arabischen Welt die Botschaft vermitteln, dass wir kein anderes Volk beherrschen wollen und unsere einzige Rechtfertigung für den Verbleib in den besetzten Gebieten ist, dass wir diesen Zustand als vorübergehend betrachten, bis die Situation für uns sicher genug ist, uns zurückzuziehen.

Leider glaube ich nicht, dass wir und die Palästinenser in naher Zukunft so weit sein werden. Bis dahin wünsche ich mir von meiner Regierung einen unbefristeten und bedingungslosen Stopp des Siedlungsbaus. Dies würde die Botschaft transportieren, dass wir die Besetzung vorübergehend als sicherheitspolitische Notwendigkeit betrachten, aber keinen dauerhaften Anspruch mit ihr verbinden.

Übersetzung der gekürzten und bearbeiteten Version: Holger Hutt

26 x der Freitag – über 10 € sparen und ein Buch auswählen!



Kleine Wellenkunde für Dilettanten Gavin Pretor-Pinney, der sich als Experte für Wolken und als Herausgeber des *Idler* einen Namen gemacht hat, widmet sich mit diesem schönen, erhellenden und spannenden Buch der Erkundung der Wellen. 450 Seiten.

Gratis zur Wahl



Jeder stirbt für sich allein Ein einzigartiges Panorama des Berliner Lebens in der Nazizeit: Hans Falladas eindrückliche und berührende Darstellung des Widerstands der kleinen Leute. Die ungekürzte Fassung nach dem bislang unveröffentlichten Originalmanuskript. 704 Seiten.



Ja, ich möchte den Freitag selbst lesen oder verschenken!

Ich lese bzw. verschenke den Freitag zum Vorzugspreis von nur 2,80 € statt 3,20 € – das entspricht 72,80 € für 26 Ausgaben. Ich spare dabei rund 10 € gegenüber dem Einzelkauf am Kiosk und erhalte ein Buch meiner Wahl gratis dazu. Der Freitag erscheint jeweils donnerstags. Ich gehe kein Risiko ein, denn nach einem halben Jahr kann ich den Freitag jederzeit abbestellen. Eine kurze schriftliche Information an den Freitag Kundenservice, PF 11 04 67, 20404 Hamburg genügt.

Das Abonnement ist: Für mich (DF11-139) Ein Geschenk (DF11-138)

Meine Adresse:

Vor-/Nachname _____
 Straße / Hausnummer _____
 PLZ _____ Ort _____
 E-Mail _____
 Vorwahl / Telefon _____

Ich zahle bequem per Bankeinzug:

Kontonummer _____ Bankleitzahl _____

Adresse der/des Beschenkten:

Vor-/Nachname _____
 Straße / Hausnummer _____
 PLZ _____ Ort _____

Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich:

- Buch „Kleine Wellenkunde für Dilettanten“
- Buch „Jeder stirbt für sich allein“
- Ja, ich möchte weitere Informationen und Angebote per E-Mail oder Telefon vom Freitag erhalten. Diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen.

Datum _____ Unterschrift _____

(Bitte nur ausfüllen, wenn Sie das Abonnement verschenken möchten.)

Post
der Freitag
 PF 11 04 67
 20404 Hamburg

Internet
www.freitag.de/halbjahr

Telefon
040 3007-3511

Fax
040 3007-857055

Lebhafter Ausverkauf von Ackerland

Agrarparadies Während Somalia der Hunger quält, ernten internationale Investoren im benachbarten Äthiopien Salat, Kohl, Reis und Tomaten

■ Jeroen Kuiper

Vinay Shekar hat ein Problem. Der 28-jährige Inder müsste eigentlich die 11.800 Hektar Land bestellen, die seine Firma Karuturi PLC von der Regierung in Addis Abeba gepachtet hat. Aber es läuft nicht so wie geplant. Seine beiden gigantischen Steiger-450-Traktoren, die normalerweise die Savanne aufreißen, sind ausgefallen. Der US-Hersteller hat schon zweimal Ersatzteile geschickt, allerdings zweimal die falschen. Deswegen sitzt Shekar im Schatten seiner Bretterbude sinnlos herum. Das Provisorium steht in Bako, einem Kaff sechs holprige Autostunden westlich der Hauptstadt.

Eigentlich hätten seine äthiopischen Tagelöhner jetzt den Reis pflanzen müssen, aber momentan verbietet sich das. Da kann auch das Bild der Hindu-Göttin an der Bürowand nichts helfen. Shekar hat nicht nur Sorgen mit seiner Technik. Um einiges schlimmer sind die lokalen Viehtreiber, die zu einer Revolte gegen Karuturi PLC ansetzen. „Sie wollen unser Land nicht verlassen“, meint Shekar.

Der Begriff „unser Land“ ist so eine Sache. Bis vor kurzem haben die äthiopischen Kleinbauern stets das endlose Grün in der Nähe ihrer Rundhütten für grasendes Vieh genutzt. Jetzt aber hat die Regierung das Land den Indern zugewiesen. „Wir haben es für die nächsten 49 Jahre gepachtet“, stellt Shekar in seinem Holzfällerhemd mit Sonnenbrille in der Hemdtasche kategorisch fest. „Es gab schon mehrere Eskalationen mit den Bauern. Die Regierung muss sich jetzt äußern. Schließlich hat sie uns das Land zur Verfügung gestellt.“

Juristisch gesehen hat Shekar wahrscheinlich recht. Ob aber die Bauern der Gegend für den Verlust ihres Landes irgendwie entschädigt werden – und sei es durch andere Flächen – bleibt unklar. Zur Sicherheit lässt Vinay Shekar das Eingangstor des Geländes von schwer bewaffneten



Handarbeit auf der gigantischen Farm eines saudischen Milliardärs: Äthiopier klaben Mais

Wachmännern abriegeln. So sind immerhin einige Äthiopier beschäftigt.

Shekar schlägt in seiner heißen Bretterbude nach einer Fliege. Warum sollte Karuturi PLC aufgeben? Der Pacht-Deal mit der äthiopischen Regierung ist zu gut, um wahr zu sein. Die etwa sieben mal sieben Kilometer fruchtbare Land, die Shekars Firma befristet erwerben konnte, bekommt sie fast umsonst.

Dabei hat man es bei der Farm in Bako nur mit Peanuts zu tun, verglichen mit den 300.000 Hektar, die Karuturi PLC weiter westlich, an der Grenze zu Sudan, für 99 Jahre gemietet hat. Reis, Getreide und Mais sollen dort angebaut werden. „Teilweise verkaufen wir unsere Ernte in Äthiopien“, meint Shekar. Der Großteil aber sei für den

Export bestimmt. Der Grund, weshalb Karuturi derart riesige Flächen im Ausland erwirbt, ist einfach. „In Indien sind sie nicht zu finden.“

Wie Gerüchte besagen, zahlt Karuturi die lächerliche Summe von einem Dollar pro Hektar und Jahr. Zum Vergleich: In Argentinien kostet ein Hektar Agrarland im Schnitt 4.000 Euro – in Deutschland 17.000. Die Löhne in Äthiopien liegen bei weniger als einem Dollar pro Tag ebenfalls extrem niedrig. Darüber hinaus bietet die äthiopische Regierung ausländischen Investoren fünf Jahre Steuer-Verzicht! Notwendige Produktionsmittel können zollfrei eingeführt, Wasser darf umsonst genutzt werden. Kein Zufall, dass Äthiopien unter ausländischen Kapitalgebern momentan eine heiße Nummer ist.

Karuturi PLC, die Firma aus dem südindischen Bangalore, gehört dem Milliardär Ram Karuturi. An einem Interview ist er auf Nachfrage „nicht interessiert“. Sein börsennotiertes Unternehmen gilt als Großinvestor in der globalen Landwirtschaft des 21. Jahrhunderts – es soll überdies der größte Rosenproduzent weltweit sein, mit Plantagen nicht nur in Äthiopien, sondern ebenso in Kenia.

Zweifelhafter Vorreiter

Das Prinzip des günstigen Pachtens riesiger Agrarflächen in Afrika ist zuletzt unter dem Begriff *Land Grabbing* bekannt geworden. Diese Landnahme erfasst inzwischen mehr als 20 Länder des Kontinents. Äthiopien genießt das zweifelhafte Privileg, eine Art Vorreiter zu sein, weil das autokratische Regime des ehemaligen Widerstandskämpfers Meles Zenawi wild entschlossen scheint, das Land spektakulär voranzubringen. Chinesen und Südkoreaner bauen das Straßennetz aus, Niederländer züchten Rosen und Gemüse, Inder und Saudis investieren Milliarden in Soja, Getreide, Reis, Palmöl, in Zuckerrohr- und Mais-Latifundien. Die Regierung verpachtet oder verkauft – ohne durch lästige Oppositionsparteien, eine kritische Presse, NGOs oder Gewerkschaften gestört zu werden – Millionen Hektar fruchtbares Land in den Uferzonen am Nil. Staatschef Zenawi hofft auf mehr Devisen-Einnahmen, auf den Import von Know-How und einen spürbaren Entwicklungsschub für periphere Regionen.

Laut einer Studie des amerikanischen Oakland Instituts will Addis Abeba in den nächsten Jahren weitere Millionen Hektar auch an Interessenten aus Israel, der Türkei und Ägypten zur Pacht abgeben. Die Regierung sieht darin keinen Verstoß gegen nationale Interessen. Denn von den 1,1 Millionen Quadratkilometern Gesamtfläche des Landes könnten etwa 60 Millionen Hektar für die Landwirtschaft erschlossen werden

– tatsächlich geschehen ist das bisher aber nur für einen Bruchteil der Fläche. Wer Boden verpachtet oder verkauft, der mache sich um die Erschließung von Agrarressourcen verdient, heißt es.

Allerdings deutet das Oakland Institut Land Grabbing keinesfalls als Entwicklungshilfe. Schließlich würden nicht nur einheimische Landwirte vertrieben – es gehe auch Biodiversität durch neue Monokulturen verloren. Manchmal würden Naturschutzreservate durch Firmen gepachtet oder gemietet und das auf Jahrzehnte. Außerdem sollte man nicht vergessen: Das Gros der Ernten und Gewinne entschwindet ins Ausland.

Welches explosive Potenzial Pacht-Geschäfte haben, zeigte sich 2009, als die Bevölkerung der Insel Madagaskar gegen einen gigantischen Deal der Regierung mit dem südkoreanischen Autokonzern Daewoo Sturm lief. Der wollte für 99 Jahre 1,3 Millionen Hektar Land pachten, etwa die Hälfte des für Madagaskar verfügbaren Agrarlandes, um dort Mais, Getreide und Palmöl für den südkoreanischen Markt zu produzieren. Laut Planung sollte Daewoo aber keine Pacht zahlen, sondern 1,5 Milliarden Euro in die Infrastruktur investieren und 45.000 neue Jobs schaffen. Die Bevölkerung wehrte sich gegen ein Vorhaben, das auf Ausverkauf hinauslief, und setzte die Regierung solange unter Druck, bis fast alle Boden-Deals storniert waren.

Von dieser Landnahme sind inzwischen mehr als 20 Länder Afrikas erfasst

In Äthiopien ist kein kritisches Wort über Land Grabbing zu hören, unter anderem weil Kritiker einfach von der Bildfläche verschwinden. Der niederländische Rosenzüchter Frank Ammerlaan, der 2006 eine Rosenfarm in Ziway eröffnete, drei Autostunden südlich von Addis Abeba, sieht das gelassen. „Äthiopien will vorankommen. Nimm zum Beispiel unseren Ort. Die Regierung baut gerade eine Autobahn, damit sich die Reisezeit um eine Stunde verkürzt. Sie weiß, was sie tut. Das Land ist noch nicht reif für eine Demokratie.“ Ein chinesischer Weg für Äthiopien?

Obwohl er diesen Begriff nicht in den Mund nimmt, kann Tsegaye Abebe, der Vorsitzende der Ethiopian Horticulture Association (EHPEA), der Vorstellung, China nachzueifern, etwas abgewinnen. „In den nächsten fünf Jahre wollen wir das Areal für Rosen verdoppeln. Und das wird gelingen, wenn ein Hektar für den Pächter nur sechs Euro pro Jahr kostet. Unser Premierminister studiert jeden Monat die Exportzahlen aller Blumen-Züchter und fragt sich natürlich, warum wir nicht bei Gemüse zulegen. Diese Frage wird Konsequenzen haben. Demnächst wollen wir auf 15.000 Hektar Gemüse ernten.“

Dafür braucht Äthiopien Strom, der oft nicht vorhanden ist. Deswegen wurde mit dem Bau mehrerer Staudämmen begonnen. Der Grundstein für das jüngste Mega-Projekt wurde Mitte April im Westen des Landes gelegt. „Dort entsteht der Grand Renaissance Staudamm“, schwärmt Tsegaye Abebe begeistert. „Ich war schon zweimal dort!“ Der voraussichtlich vier Milliarden Euro teure Wall soll komplett ohne ausländische Finanzierung entstehen. Wie kann das möglich sein in einem der ärmsten Länder weltweit? Tsegaye Abebe: „Alle Äthiopier werden aufgefordert, ein Monatsgehalt zu spenden. Sie bekommen dafür später 5,5 Prozent Zinsen! So ist es versprochen.“

Gleich um der Ecke

Die Frage, was dem passiert, der nicht auf diese Weise investieren möchte, stelle sich nicht, meint Abebe. „Jeder Äthiopier will den Damm!“ Dass Ägypten heftig gegen den Stausee protestiert, weil Nilwasser für den Unterlauf des Stroms verloren gehen könnte, und dass ein ägyptischer Minister sogar mit einem Wasserkrieg droht, beeindruckt Abebe nicht. „Nach der ägyptischen Revolution hatten wir hier bereits eine große Delegation. Die Ägypter werden irgendwann einsehen, unsere künftige Stromproduktion dient auch ihren Interessen.“

Vorwärts also, das ist auch die Devise von Jan Prins. Der Niederländer kam 2006 als Berater für den Tomatenanbau nach Äthiopien, blieb und gründete seine eigene Firma, die zum größten Gemüseexporteur Ostafrikas avancierte. Prins hat Hochebenen 2.000 Meter über dem Meeresspiegel kultiviert, denen es nicht an ergiebigem Regen fehlt. „Wir können uns aussuchen, welche Gemüsesorte wir auf welcher Höhe anbauen“, erzählt Prins in seinem Büro in Addis Abeba. „Alles ist hier möglich. Ich züchte über hundert unterschiedliche Gemüsearten, denn die attraktiven Märkte der Welt liegen gleich um der Ecke. Dubai ist noch immer unser größter und finanzkräftigster Abnehmer, gefolgt von Saudi-Arabien, Kuwait und Oman. Alles Ziele, die nur ein paar Flugstunden entfernt liegen. Aber wir schicken unsere Produkte auch nach Nigeria und Angola. Nicht zuletzt beliefern wir alle Hotels in Addis Abeba.“ Erkennbar stolz ist Prins auf seinen neuesten Kunden: „Wir werden Fleischtomaten an die US-Armee in Afghanistan liefern“, teilt er mit – obwohl er das eigentlich gar nicht mitteilen dürfte, wie Prins versichert.

Einer seiner saudischen Gesellschafter ist der Milliardär al-Amoudi, ein in Äthiopien geborener Scheich, der bereits Milliarden Dollar für sudanesishe und ägyptische Agrarbetriebe investiert hat. In Äthiopien hat er vor kurzem 200.000 Hektar gepachtet. Dass seit Jahren hauptsächlich asiatische und arabische Länder in großem Stil Flächen in Afrika erwerben, ist kein Zufall. Der Bevölkerungszuwachs im Nahen Osten bleibt extrem hoch. Saudi-Arabien hat kürzlich beschlossen, wegen seiner Wasserknappheit selbst weniger Milch zu produzieren und sich stattdessen auf die Nahrungsmittelproduktion im Ausland zu konzentrieren. Da erscheint Land Grabbing äußerst vorteilhaft, um sich für die nächsten Dekaden mit strategischen Wasser- und Landvorräten einzudecken.

Jan Prins hat mit solchem Engagement wenig im Sinn. „Al-Amoudi praktiziert das Gegenteil von dem, was ich anstrebe. Er braucht riesige Flächen, während ich auf viel kleineren Arealen intensive Landwirtschaft betriebe. Trotzdem habe ich in gewisser Weise den Weg für ihn geebnet, denn ich habe den Saudis gezeigt, dass man in Afrika qualitativ gute Nahrungsmittel produzieren kann. Sie wollten einfach nicht daran glauben. Mittlerweile wissen sie es.“

Jeroen Kuiper ist augenblicklich auf einer Reportagereise in Ostafrika unterwegs

ANZEIGE

JUBEL, JUBEL, LJUBLJANA.



20 Jahre Slowenien zwischen Alpen und Adria, zwischen Tito und Žižek. Lesen Sie auf insgesamt 76 Seiten alles über slowenische Proleten, Punks und Partisanen, alles über transnationale Lipizzaner und antideutsche Skier, von Laibach bis Ljubljana.

Die Wochenzeitung **Jungle World** präsentiert die extradicke Slowenien-Sonderausgabe:

AB HEUTE IM HANDEL



Der Balken im eigenen Auge

Papstbesuch Benedikt XVI. beklagt gerne den Relativismus. Doch ist er selber der größte Realist

■ Martin Urban

Am liebsten beklagt Papst Benedikt XVI. den Relativismus und die Beliebigkeit der Weltbilder außerhalb seines Machtbereichs. Er selbst dagegen glaubt, die absolute Wahrheit zu kennen. Dabei kritisierte bereits Jesus nach Mitteilung der Evangelisten Matthäus und Lukas die Unart, den Splitter im Auge des Bruders zu sehen, den Balken im eigenen Auge jedoch nicht wahrzunehmen. Der Papst, der es richtig findet, die Deutschen vor ihrem gewählten Parlament zu belehren, tut eben dies.

Er beklagt die „Diktatur“ eines Relativismus außerhalb seiner Kirche, der „nichts als endgültig anerkennt“. Doch sieht er dabei nicht die Beliebigkeit und den Relativismus der eigenen Lehren. Benedikt XVI. kennt sogar einen „Plan Gottes, der uns vorausgeht und eine Pflicht darstellt, die anzunehmen allein das Wohl aller und des Einzelnen garantieren kann“. Schon ein solcher Glaube ist „Relativismus“. Einen „Plan Gottes mit der Menschheit“ hat zum Beispiel auch ein gewisser Charles Taze Russell 1874 in Pittsburgh entdeckt, der Gründer der „Zeugen Jehovas“. Der von Russell vorausgesagte plangemäße Weltuntergang fand allerdings nicht statt. Einen Weltuntergang hatte bereits Jesus selbst seinerzeit fälschlich vorhergesagt, wie der Evangelist Markus berichtet.

Alle Offenbarungsreligionen – Judentum, Christentum und Islam – berufen sich auf göttliche Offenbarung. Die Offenbarung aber ist sozusagen die Mutter des Relativismus. Die Christen glauben dabei an das Wirken des Heiligen Geistes. Eine Offenbarung ist jedoch kein Vorgang, bei dem ein immaterieller „Heiliger Geist“ von außen auf die Menschen einwirkt. Ein solches Geschehen würde den Energieerhaltungs-Gesetzen widersprechen. Das wissen die Physiker, und das betont der Gehirnforscher Wolf Singer; übrigens ein Mitglied der päpstlichen Akademie der Wissenschaften. Die Energieerhaltungsgesetze machen zum Beispiel ein Perpetuum mobile unmöglich, aber ein Automobil möglich, das mit Sprit oder Strom fährt. Es gibt keinen naturgesetzfreien Raum in der Welt. Darauf verlässt sich selbst der Papst, wenn er etwa ein Flugzeug besteigt und gen Himmel fliegt. Die Bilder und ihre Deutungen entstehen vielmehr im Kopf. Eine „Offenbarung“ sollte man deshalb, wie der katholische Theologe Othmar Keel, als kreativen Akt verstehen, also als etwas, das nicht von außen kommt, sondern im menschlichen Gehirn passiert.

Das Wunder ist zwar des Glaubens liebtes Kind. Dieser Glaube aber ist von großer Beliebigkeit. Denn die Grenzen der Natur sind für den Menschen nicht zu ermessen. Das heißt, logischerweise lässt sich keine Aussage darüber machen, ob etwas übernatürlich ist – also ein „Wunder“. Dennoch beherrscht der Wunderglaube die katholischen Lehren. Ein Beispiel sind „Wunderheilungen“. Dabei sind Spontanheilungen „unheilbarer“ Krankheiten in der Medizin mittlerweile gut dokumentiert. Sie sind extrem selten und unabhängig vom Glauben der Betroffenen. Ein „Wunder“ als Voraussetzung für eine „Seligsprechung“ anzunehmen, ist also etwas sehr Relatives.

Die irrige Glaubenspflicht

Auch wer, wie die katholische Kirche, die Tradition als Wert an sich ansieht, pflegt Beliebigkeiten aller Art. So ist der Reliquienkult in höchstem Maße beliebig bis zur Geschmacklosigkeit. Im Aachener Dom werden sogar die sogenannten Windeln Jesu verehrt. Wenn man das ernst nehmen würde, könnte man sich daran machen, in den Windeln Jesu Gene zu entziffern; mit der Besonderheit, dabei auch die des Heiligen Geistes als des Erzeugers von Jesus zu identifizieren. Kann man heute doch bei Homo sapiens selbst noch Gene des Neandertalers nachweisen, mit denen dieser sich gelegentlich paarte.

Der Papst behauptet, dass Gott als Urheber und Ziel alles geschaffenen Seins von der natürlichen Vernunft „mit Sicherheit erkannt werden“ könne. Seine Priester sind deshalb verpflichtet, „alles und jedes einzelne, was vom Lehramt der Kirche in der Glaubens- und Sittenlehre definitiv vorgelegt wird“, zu glauben. Andernfalls droht der Papst in dem von ihm erfundenen „Treueid“, den das Kirchenpersonal abzulegen hat, mit „gerechter Strafe“ bis hin zur „großen Exkommunikation“. Dabei hat bereits Goethe dank seiner natürlichen Vernunft erkannt: „Es irrt der Mensch, solange



ILLUSTRATION: OTTO FÜR DER FREITAG

Das Wunder ist zwar des Glaubens liebtes Kind. Dieser Glaube aber ist von großer Beliebigkeit

er strebt.“ Und der Jesuit Wolfgang Seibel weiß: „Die Träger des Lehramts in der Kirche besitzen kein privilegiertes Wissen und keinen nur ihnen eigenen Zugang zur Offenbarungswahrheit.“ Der Apostel Paulus gar relativierte: „Unser Wissen ist Stückwerk.“

Tatsächlich hat die Kirche vernünftigerweise so manche von Papst und Bischöfen einst übereinstimmend vertretene Lehre auch wieder aufgegeben. Dazu zählt jene von der Berechtigung der Sklaverei, der Folter, der Todesstrafe für Häretiker, bis zu einem Zinsverbot, bei dem ansonsten der vatikanische Gottesstaat pleite gehen würde. In diesem Relativismus unterscheidet man sich allerdings positiv vom jüngeren Gottesstaat Iran.

Beliebigkeit drückt sich auch darin aus, wie ernst die katholische Kirche die Bibel nimmt. Der Evangelist Matthäus zitiert Jesus mit der Forderung, „dass ihr überhaupt nicht schwören sollt“. Und dennoch müssen die Amtsträger, wie gesagt, einen Treueid leisten. Der Apostel Paulus berichtete einst, dass die anderen Apostel, Jesu Brüder und sogar Petrus verheiratet waren. Dennoch gilt für katholische Priester der Zölibat. Mit zweierlei Maß zu messen aber ist Relativismus.

Das katholische Lehramt versteht den Glauben als geschlossenes System; offensichtlich aus Angst, sonst die Kontrolle zu verlieren. Geschlossene Systeme sind aus der Psychopathologie bekannt. Psychotiker zum Beispiel – und natürlich auch Sektierer – haben ein geschlossenes Weltbild. Das ist also keine fundamentalistisch-katholische Besonderheit.

Kinderreiche „Jungfrau“

Die schärfsten Kritiker des Papstes und seines Weltbildes sind seine eigenen historisch-kritisch denkenden Theologen. Der katholische Neutestamentler Paul Hoffmann verweist zum Beispiel darauf, was man in der Bibel nachlesen kann, dass Jesus mit seiner eigenen Familie gebrochen hatte. „Dieser Bruch mit der Familie dauerte offensichtlich bis zu seinem Tode an.“ Dennoch ist in der katholischen Kirche der Marienkult im 20. Jahrhundert mit dem Dogma einer leiblichen Himmelfahrt der kinderreichen „Jungfrau“ ins Extrem gesteigert worden.

Oder: „Sämtliche Namen der Papstlisten bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts sind legendär“, wie der katholische Kirchenhistoriker und Papstforscher Georg Denzler betont. Das heißt, Listen von angeblichen Päpsten der Frühzeit haben etwas Sagenhaft-Beliebiges und sind jedenfalls nicht historisch. Dennoch

spricht Benedikt XVI. den Protestanten, die an die Papstlisten nicht glauben, ihre Kirchlichkeit ab. Weil sie unter anderem „die apostolische Sukzession nicht bewahrt“ hätten, seien sie keine „Kirchen im eigentlichen Sinn“. Jesus hat ohnedies, wie die seriösen Historiker wissen, keine Kirche gegründet und schon gar nicht den Petrus zum Papst und seinem „Stellvertreter“ gemacht. Denn Jesus war kein Christ, sondern blieb Jude bis zu seinem Tode.

Deutschland ist das Land der Reformation und der Aufklärung – obwohl das Letztere auch die protestantischen Kirchen leicht vergessen. Aber es gibt immerhin die Bemühungen der seriösen Bibel-Exegeten um ein „historisch sachgemäßes und dem neuzeitlichen Wahrheitsbewusstsein verpflichtetes Textverständnis“, wie es der evangelische Neutestamentler Jan Gertz ausdrückt. Die Protestanten sind auch deshalb nach Benedikts XVI. Meinung „nicht Kirchen im eigentlichen Sinn“, weil sie „die gültige Eucharistie nicht bewahrt haben“. Sie glauben nämlich nicht an die buchstäbliche „Wandlung“ von Brot und Wein in Leib und Blut Jesu auf ein Klingelzeichen durch einen geweihten katholischen Priester. Und ihre historisch-kritischen Theologen kennen natürlich die Geschichte des Abendmahls: „Die Einsetzungsworte gehen weder auf den irdischen Jesus zurück, noch waren sie fester Bestandteil der frühchristlichen Mahlliturgien.“ So stellt es der evangelische Neutestamentler Jens Schröter fest – und sein Buch mit dieser Aussage konnte immerhin im Verlag Katholisches Bibelwerk erscheinen.

Vor fast einem halben Jahrtausend gelang es Martin Luther, aus dem Relativismus einer Tradition von Höllendrohungen und Ablassgeschäft auszubrechen und in einem Akt der Aufklärung die Reformation zu initiieren. Es gibt kein Zurück mehr. Auch nicht, indem Benedikt XVI. die Hoheit über die „Vernunft“ zu bekommen versucht. Der Mensch hat die große Begabung, die Natur und ihre Gesetze und damit sich selbst immer genauer zu verstehen. Glaube ohne Reflexion im Lichte der Wissenschaft wird zum Aberglauben der Beliebigkeit und des Relativismus.

Der Wissenschaftspublizist **Martin Urban**, jahrzehntelang Leiter der Wissenschaftsredaktion der *Süddeutschen Zeitung*, versucht in seinen Büchern, die Erkenntnisse der Forschung auf unser Weltbild anzuwenden. Zuletzt ist von ihm im Verlag Galiani Berlin das Buch *Die Bibel. Eine Biographie* erschienen

Community Debatte

Darf der Papst im Bundestag reden?

Die Politik zugunsten von Religionsfreiheit fördert den Respekt vor fremden Überzeugungen (einschließlich agnostischer und atheistischer), solange diese in den Grenzen der für alle geltenden Gesetze gewaltfrei agieren. Deshalb sollte aus meiner Sicht der Papst im Bundestag sprechen, aber – wenn er als Religionsoberhaupt redet – alsbald auch andere Religionsführer und außerdem Künstler und Philosophen von Rang – als Gesprächspartner zu Fragen der Zeit, zu messen an dem, was sie zu sagen haben, aber ohne Kult, der einen zwingt, das immer zu glauben, auch nicht aus Höflichkeit. *ChristianBerlin*

Ist diese Papstreise nicht offiziell (auch) ein Staatsbesuch? Insofern – auch wenn man den religiösen Aspekt beim Papst natürlich nicht ausblenden kann – redet er im Bundestag als Staatsoberhaupt. Ist doch okay. Lasst den alten Mann doch. *Grüner Salon*

Der Papst ist eine subtile, oft nicht belegbare Macht. Deshalb ist es oft schwer, ihn in direkte Verbindungen zu bringen. Man kann dem Papst und der katholischen Kirche, deren ranghöchster Vertreter er nun mal ist, sicherlich nicht vorwerfen, an allen fast 70.000 Todesfällen nach illegalen Abtreibungen schuld zu haben. Dafür spielen da viel zu viele Faktoren mit rein. Gesetzgebungen, andere religiöse Überzeugungen. Und doch haben der Papst, die katholische Kirche und auch andere Glaubensrichtungen einen massiven Anteil daran. Es ist richtig und auch sehr lustvoll, sich über den Papst lustig zu machen, man sollte ihn trotzdem sehr ernst nehmen. Seine Anhänger tun dies auch. Und zwar weitestgehend unkritisch. *KalleWirsch*

Ich nehme den Papst auch ernst. Immerhin hat er Einfluss auf das Denken nicht unerheblich vieler, und deshalb muss man ihn ernst nehmen. *Angelia*

Ich protestiere hiermit ausdrücklich gegen die Einladung des Papstes, vor der deutschen Volksvertretung im Reichstag sprechen zu können; vorweg betone ich, dass der Papst in seiner Funktion als „Staatsoberhaupt“ dieses Recht wahrnimmt. Ein Staatsoberhaupt mit einem – bezogen auf die Shoa – derart defizitären Geschichtsverständnis, das zugleich Staatsoberhaupt eines von ihm absolutistisch und autoritär regierten Staates ist, darf kein Recht haben, vor einer deutschen Volksvertretung eine Rede halten zu dürfen. *star*

» freitag.de/community

ANZEIGE

SCOOPCAMP
by Hamburg@WORK & Co

new storytelling
2011

Am 29.09. in Hamburg!

Themen u. a.
Digital Storytelling for Tablets
HTML 5 - Durchbruch für Multimedia?
Social Media verifizieren
Anmeldung unter
www.scoopcamp.de

SCOOPCAMP 2011
The Magic of Visual Storytelling

Partner: **Aurubis**, **dpa**, **Hamburg@WORK**

Medienpartner: **der Freitag**, **MEDIA**, **tan**, **ZEIT ONLINE**

Die Woche vom 15. bis 21. September 2011



Tariflöhne Was unten ankommt

Aller Eurokrise zum Trotz brummt die Wirtschaft – nur die Beschäftigten haben kaum etwas davon. Während das Plus beim deutschen Bruttoinlandsprodukt im vergangenen Jahr bei 3,6 Prozent lag, stiegen die Tariflöhne im Schnitt nur um 0,6 Prozent. Einem Bericht der EU-Behörde Eurofound zufolge rangierte die Bundesrepublik damit im Mittelfeld der 13 untersuchten Staaten. Und während in vielen europäischen Ländern die Einkommensunterschiede in den vergangenen Jahren kleiner wurden, sind sie in Deutschland zwischen 2006 und 2009 sogar wieder gestiegen. Frauen bekommen dem Bericht zufolge im Schnitt 23,9 Prozent weniger als Männer, obwohl sie genauso viel verdient hätten. **TS**



Jemen Blutige Eskalation

Der seit acht Monaten währende Machtkampf im Jemen steuert offenbar auf seine Entscheidung zu. Binnen zwei Tagen sind 50 Menschen getötet worden. Die Sicherheitskräfte des Präsidenten Ali Abdullah Saleh schießen blindlings in Gruppen von Demonstranten, die zu Zehntausenden auf die Straße gehen und ihre Zeltstadt auf dem „Platz des Wandels“ in Sanaa immer weiter ausbauen. Saleh, nach einem Attentat im Juni immer noch zur Genesung in Saudi-Arabien, will trotz wachsenden diplomatischen Drucks weiter nicht von seiner Macht lassen. Die angebliche Übergabe an seinen Vizepräsidenten sehen viele in der ihrerseits zerstrittenen Opposition als Finte. **TT**



Italien L'Opera Buffone

Ach, Silvio! Da ist er wieder, der überwältigende Charme des greisen Cavaliere. Wer nähme sie nicht ernst, die von einem 74-jährigen Clown mit Haartransplantat und geliftetem Lächeln vergebenen Haltungsnoten? Nun also darf sich Angela Merkel diesem so überaus gewichtigen Urteil stellen. Der italienische Ministerpräsident, der Anfang der Woche wieder wegen angeblicher Anstiftung zu Falschaussagen vor Gericht erscheinen musste und nebenbei eine Schuldenkrise mit schwindender Kreditwürdigkeit seines Landes zu bewältigen hat, soll die deutsche Bundeskanzlerin als seiner Altherrenfantasien nicht würdig befunden haben. Oha. Das ist nicht schön. **TT**



Grundeinkommen Bei Verdi und europaweit

An der Spitze von Verdi bleibt es beim Alten: Frank Bsirske ist für vier weitere Jahre als Gewerkschaftschef gewählt. Der 59-jährigen führt die 2,1 Millionen Mitglieder starke Organisation seit 2001 an. Deren Basis fordert derzeit eine für Gewerkschaften nicht einfache Debatte: Gleich mehrere Anträge an den Verdi-Kongressverlangen, die unter dem DGB-Dach traditionell sehr kritisch bewertete Idee eines Grundeinkommens ernsthaft zu disutieren. Die Initiativen liegen auf der Höhe der Zeit: Die Berliner Piraten zogen mit der Forderung nach einem BGE ins Abgeordnetenhaus ein. Und während Verdi in Leipzig tagt, findet europaweit zum vierten Mal die Woche des Grundeinkommens statt. **TS**



USA Klasse Wahlkampf

US-Präsident Barack Obama startet den „Klassenkampf“ – so haben es seine republikanischen Widersacher messerscharf erkannt. Angesichts des gigantischen Schuldenbergs will der Demokrat die Millionäre des Landes mit einer Sondersteuer zur Kasse bitten. Zusammen mit der Streichung von Steuerprivilegien soll das binnen zehn Jahren 1,5 Billionen Dollar bringen. Außerdem sollen die Verteidigungsausgaben um 1,1 Billionen Euro sinken. Der Haken: 14 Monate vor der Präsidentschaftswahl ist für beides keine Mehrheit in Sicht. Mehrheitsfähig sind dagegen wohl die Einschnitte bei den Gesundheitsprogrammen Medicaid und Medicare. Sie sollen 580 Milliarden Dollar sparen. **TT**

1989 Im Bermuda-Dreieck

Zeitgeschichte In den achtziger Jahren war die „Schoppenstube“ Gravitationszentrum der Ostberliner Schwulenszene. Regisseur Heiner Carow drehte hier Szenen für seinen Film „Coming out“

Maxi Leinkauf

Wolfhard Zehe sinkt in einen schwarzen Ledersessel, der neben Sofas und Tischen steht in diesem schummrigen Raum mit Achtziger-Jahre-Möbiliar. Vor der Tür der *Schoppenstube* eilen junge Menschen in Richtung Coffee-Shops oder Kastanienallee. Zehe sieht sie nicht, er sitzt ja meistens in seiner Kneipe, die mal die heißeste Schwulenbar von Ostberlin war. Heute ist das Etablissement übrig geblieben wie ein Fossil aus versunkener Zeit. Zehe, in Jeans, kariertem Hemd, mit Oberlippenbart und Ring im linken Ohr weist auf den Bacchus-Fries an der Wand, daneben Wimpel, eine DDR-Geschäftsurkunde von 1963, Schwarz-Weiß-Fotografien von Jünglingen.

Drittes Reich, Nachkriegszeit, DDR, Wende, Wirtschaftskrisen: Die Schoppenstube in der Schönhauser Allee 44 hat die Systeme und deren Crashes allesamt überlebt. Als sie 1923 gegründet wurde, hieß das Lokal noch Weinstube, und im Keller lagerten Fässer.

Seit 1980 steht Wolfhard Zehe hinterm Tresen, damals galt die Kneipe bereits als legendärer Homo- und Künstlertreff in Ostberlin. Schwule kamen aus der ganzen Republik: Arbeiter, Tänzer, Ärzte, Schauspieler, Schlagerstars – manche standen eine Stunde vor Öffnung bereits draußen an der Tür. Wenn sich einer bei ihm beschwert hat, weil er nicht mehr vorgelassen wurde, holte ihn Zehe durchs Tresenfenster herein. „Alle 13, 8 Sekunden einen Drink, das war mein Pensum“, will er einmal ausgerechnet haben. Die letzten Gäste gingen morgens um fünf, wenn Konopke gegenüber die erste Currywurst mit Kartoffelsalat verkauft hat. Der Imbiss – auch so ein Relikt – steht noch immer unterm Hochbahn-Viadukt.

In den sechziger Jahren wanderte die Ostberliner Schwulenszene vom Bezirk Mitte nach Prenzlauer Berg, wo man von einer Kneipe zur anderen wechseln konnte – vom Café Schönhauser zum Café Senefelder, in die Alt-Berliner Bierstuben, den Burgfrieden, schließlich die Schoppenstube. Die Flaneure nannten es ihr Bermuda-Dreieck. Diese Orte waren Ni-

schen, aber es ging gesittet zu. Man fasste sich nicht an, gab sich Heiligabend höchstens einen Kuss.

Nach der Wende verschwand von diesen Refugien eines nach dem anderen, nur die Schoppenstube blieb, wo und wie sie war. Wolfhard Zehe hat sie in den Neunzigern als Inhaber übernommen und ein bisschen aufgepöppelt. Doch nach 1990 ändert sich das Szene-Leben erheblich. Sein Restaurant lebe weniger von seinen Gästen als seinem Ruf, weil es in Touristenführern als Ostberliner Kult-Nachtbar geführt werde, sagt Zehe. Wer mitten in der Woche vorbeischaute, sieht eine Handvoll Gäste, am Wochenende sind es ein paar mehr. „Das Verrückte an der Schoppenstube ist: Wenn ich Freitag volles Haus habe, bleibt der Laden Sonnabend leer“, erklärt Zehe. Darum rede er lieber von früher.

In der DDR wurde 1968 der Paragraph 175 abgeschafft, der homosexuelle Handlungen unter Strafe stellte, im Westen erst 1994. Homosexuelle hatten sich eingerichtet in ihren Nischen, nach und nach verhalten emanzipiert. Als Rosa von Praunheims Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* 1973 im Westfernsehen lief, hat das auch die Ostberliner aufgerüttelt. Sie organisierten sich, die Homosexuelle Interessengemeinschaft Berlin (HIB) wurde ins Leben gerufen. In den achtziger Jahren sammelten sich Gruppen unter dem Dach der Kirchen und gründeten Selbsthilfvereine. Eine Sendung im Jugendradio DT 64 hieß *Mensch du – ich bin homosexuell!* Mit HIV und Aids-Aufklärung wurde Homosexualität ein offenes Thema. Zeitschriften berichteten darüber, es war eine Atmosphäre, in der Spielfilme wie *Coming out* entstehen konnten oder mussten, und die Schoppenstube als Kulisse fürs Milieu geschätzt war. Regisseur Heiner Carow (*Die Legende von Paul und Paula*) drehte hier einige Szenen, in denen Wolfhard Zehe als Barman auftauchte. „Ich habe mich extra so hingestellt, dass die Kamera mich sieht.“

Carow hat für die Geschichte eines jungen Lehrers, der sein Anderssein entdeckt, lange gestritten und sich schließlich durchgesetzt. Sein Film spiegelt viel vom Lebensgefühl der achtziger Jahre in Ostberlin, thematisiert latente Schwulen-Feindlichkeit, sogar Neonazis



Wolfhard Zehe mixt hier seit 31 Jahren Drinks. Auch die Bar ist noch dieselbe

In der DDR wurde der Paragraph 175, der homosexuelle Handlungen unter Strafe stellte, 1968 abgeschafft, im Westen erst 1994

treten auf. Als sich am 9. November 1989 im Kino *International* der Vorhang zur Premiere hebt, muss eine Doppelvorstellung gebucht werden, der Ansturm ist zu groß. Auf jeden Fall wird *Coming out* ein Erfolg, gewinnt 1990 bei den Berliner Filmfestspielen den Silbernen Bären, tourt um die Welt zu Festivals in Toronto, Turin oder St. Petersburg und wird Anfang 2011 das erste Mal in Sibirien gezeigt.

Am Abend des Mauerfalls stand Zehe wie immer am Tresen, während draußen die Menschen zum Grenzübergang Bornholmer Straße und an der Schoppenstube vorbei strömten. Seither hat sich am Prenzlauer Berg eine andere schwule Subkultur etabliert, während die alte langsam verschwand. Pornokinos und Saunen schossen aus dem Boden, es gibt noch mehr Selbsthilfgruppen oder Projekte, eine eigentümliche Mixtur. Wer schert sich hier noch um sexuelle Vorlieben?

Zehe glaubte, darauf reagieren und den Billardraum seiner Kneipe in einen Darkroom verwandeln zu müssen. Er konnte ihn getrost wieder schließen, es kam kaum jemand, der hinein wollte. „In die Schoppe gehen die Leute eher, um zu quatschen.“ Aber auch die werden weniger. „Wat ist denn hier los, ist ja so leer“, rief vor einer Weile ein früherer Stammkunde. „Ich erkannte ihn an seiner Stimme, aber aus dem Adonis von früher ist ein fatter

Klops geworden.“ Im Westen löste Filmemacher Rosa von Praunheim 1991 wieder einen Skandal aus, als er auf dem *Heißen Stuhl* von RTL erklärte, Hape Kerkeling und Alfred Biolek seien homosexuell. Sie sollten sich dazu bekennen.

Schwule zu einem Outing zu zwingen – unter anderem Fußballer –, findet Zehe „furchtbar“. Schwulsein taugt nicht zum öffentlichen Bekenntnis. „Ist doch Privatsache, mit wem man schläft.“ Selbst musste er diesen Schritt nie gehen. „Eines Tages kam mein Vater zu mir und sagte: Mein Herr Sohn, ich glaube, du bist schwul.“ Da war er noch in der Pubertät.

Sexuelle Abenteuer hin oder her: in den neunziger Jahren hofften viele Ostschwule, sich nun in bürgerlicher Behaglichkeit einzurichten zu können. „Aber die Beziehungen werden kälter“, sagt Zehe. Es sei den meisten Westschwulen allein um Sex gegangen, „möglichst schnell und möglichst anonym“. Es klingt wie ein Klischee, doch Zehe weiß es von Bekannten, die früher oft bei ihm einkehrten. Heute könne man leider nicht mehr einfach irgendwo klingeln, ohne sich anzumelden.

2002 wurde Zehe Vorsitzender des Regenbogenfonds der schwulen Wirte e.V., er kehrt nun in beiden Berliner Welten. Die U-Bahn-Strecke zum Nollendorffplatz liegt direkt vor seiner Bar. Dort existiere sie noch, eine halbwegs geschlossene Szene. „Die aus Schöneberg kommen nur in die Schoppe, wenn bei mir Schlagerparty ist. Wenn Ute Freudenberg und Christian Leis *Über den Dächern von Berlin singen*, fangen alle an zu kreischen.“ Vielen gehe es nur noch um Party, Rausch und Karneval. „Wer zum CSD oder zur Gay Night am Zoo strömt, hat danach kein Geld mehr für die Schoppe.“

Zehe bleibt ein Dinosaurier und hält an der Schoppenstube fest, aber Schwule müssen heute nicht mehr ins Schwulencafé, sie können überall hingehen und sich alles offen halten. „Viele erfinden Identitäten, schwindeln und täuschen nur vor, dass sie sich mit jemandem treffen wollen“, meint Zehe. Es sei ja auch nicht leicht, älter zu werden. Um so wichtiger bleibe es, mitten im Leben zu stehen. Mit seinem Freund betreibt Zehe ein Waisenhaus in Sri Lanka. „Dort wissen alle, wer Frank und Wolfhard sind. Und dass wir schwul sind. Jedes Mal kommt ein buddhistischer Mönch, um uns seinen Segen zu geben.“ Seinen Freund hat Zehe vor mehr als 20 Jahren in der Schoppenstube am Tresen kennen gelernt. Frank habe sich seither nicht verändert.

Tat Wie das E-Book wirklich das Lesen verändert **S. 14**
Heimat Annäherungen an ein schwieriges Filmgenre **S. 15**
Polyethylenterephthalat Was Bio-Kunststoffe taugen **S. 18**



G. W. F. Hegel und wie der Sklavenaufstand von Haiti sein philosophisches Denken beeinflusst hat **S. 17**

der Freitag | Nr. 38 | 22. September 2011

Unangenehme Tatsachen

Rohstoffverluste Jedes Jahr ein neues Handy oder warum wir uns keinen Begriff von globaler Ungerechtigkeit machen wollen

■ Lukas Bärfuss

Tatsachen finden schwer den Weg ins menschliche Bewusstsein. Weil sie zu schmerzhaft sind, weil sie unser Bild von der Welt und wie sie zu funktionieren hat, stören würden. Die unangenehmen Tatsachen verstecken wir hinter falschen Begriffen.

So reden wir vom „Sonnenuntergang“, obwohl wir seit Kopernikus wissen, dass es die Erde ist, die sich um die Sonne dreht. Eigentlich müssten wir vom „Erduntergang“ sprechen. Wir tun es nicht, weil wir immer noch gekränkt sind, nicht im Zentrum des Universums zu stehen. Und weil es uns erschreckt, dass der Boden, auf dem wir stehen, nicht fest ist. Wenn also „Sonnenuntergang“ unsere Angst und Eitelkeit versteckt – was verhüllen dann „Rohstoffgewinnung“ und „Energieproduktion“?

Wer in der Physikstunde aufgepasst hat, weiß, wie unzutreffend beide Begriffe sind. Aus dem Erhaltungssatz folgt, dass Energie weder produziert noch vernichtet werden kann. Mit der Materie und damit auch den Rohstoffen verhält es sich ebenso. Warum verschleiern wir diese Tatsachen durch falsche Begriffe? Der Mathematiker und Ökonom Nicholas Georgescu-Roegen – 1906 in Constanza, Rumänien, geboren, 1994 in Tennessee, USA, gestorben – hat in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts darauf hingewiesen, dass die klassischen ökonomischen Theorien von einer falschen Grundannahme ausgehen. In der Nachfolge von Adam Smith formten die meisten ihre Modelle nach dem mechanistischen Weltbild. Mit linearen, gleichförmigen und umkehrbaren Prozessen. Arbeit lässt sich in Energie umwandeln und diese wieder in Arbeit.

Die Ökonomen folgen diesem Prinzip. Etwa wenn sie erzählen, dass sich aus einem Rohstoff, Getreide, ein Produkt herstellen lasse, Brot, das man verkaufen könne, wodurch man Geld erhalte, mit dem man wiederum Getreide kaufen könne, um Brot herzustellen. Die meisten wirtschaftlichen Konzepte funktionieren wie dieser Kreislauf: der Konjunkturzyklus etwa oder die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung im Bruttoinlandsprodukt.

Wer für die Kosten aufkommt

Doch es gibt keinen Kreislauf. Das Perpetuum mobile ist physikalisch unmöglich. Diese äußerst unangenehme Tatsache folgt aus dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik und dem daraus abgeleiteten Gesetz der Entropie, dem Maß für die Unordnung in einem System. Wir Menschen sind auf geringe Entropie angewiesen, nur diese können wir nutzen. Die Ozeane etwa haben ihre immense Wärmeenergie in einer so gigantischen Entropie gespeichert, dass wir selbst mit modernsten technologischen Mitteln nicht über sie verfügen können. Das Problem ist: Geringe Entropie, zum Beispiel in Rohstoffen, ist nicht nur ein knappes, vor allem ist sie ein endliches Gut.

Um niedrige Entropie verfügbar zu machen, sind immer größere Anstrengungen nötig. Die leicht zugänglichen Ölfelder sind ausgebeutet, weshalb nun in der Tiefsee nach dem „schwarzen Gold“ gebohrt werden muss. Der beträchtliche Mehraufwand ist nicht gratis, jemand muss für die steigenden Kosten aufkommen. In der Regel sind das aber nicht die Konsumenten, nicht wir in den entwickelten Ländern. Es sind Menschen etwa in den Kupferminen von Sambia, die Alice Odiot in ihrer eindrücklichen Reportage *Das hier ist Bagdad, einfach ohne Krieg* in dem Buch *Rohstoff* beschreibt.

Niedrige Entropie ist so begehrt, dass ihr entgegen alle Gebote der Menschlichkeit



Wie Bagdad, bloß ohne Krieg oder irgendwo muss unser Wohlstand ja herkommen: Mopani-Mine in Mufulira, Sambia

vergessen werden. Im Ostkongo wütet seit über einem Jahrzehnt ein Krieg. Bilanz: mindestens sechs Millionen Tote, mindestens so viele Vertriebene. Der Kriegsgrund: die Rohstoffe. Vor allem Koltan, ein metallhaltiges Mineral, ohne das weder Computer noch Mobiltelefone funktionieren. Wenn wir für die Kriegstoten und traumatisierten Hinterbliebenen Entschädigungen zahlen müssten, dann würden unsere Handys etliche tausend Euro kosten. Wer würde sich dann noch jedes Jahr das neueste Modell kaufen?

Eine solche Vollkostenrechnung gibt es nicht. Tatsächlich sind die falschen Preise zugleich Ausdruck und Grund für die anhaltende Ungerechtigkeit auf den Weltmärkten. Auch sie verschleiern eine unangenehme Tatsache: dass wir alle vom Rohstofffluch profitieren. Um Abhilfe zu schaffen, müssten Bergbaukonzerne, aber auch Handelshäuser die externen Kosten ihrer Tätigkeit internalisieren und für die sozialen und ökologischen Schäden aufkommen, die sie verursachen.

Und selbst damit hätten wir noch lange keine gerechten Preise. Denn was ist mit jenen Kosten, die in der Zukunft liegen? In seinem Essay *Energy and Economic Myths* von 1975 hat Georgescu-Roegen das Problem drastisch formuliert: „Deshalb müssen wir in der Bioökonomie betonen, dass jeder Cadillac [...] weniger Pflüge für zukünftige Generationen und indirekt weniger menschliches Leben in der Zukunft bedeutet.“ Wie also und wem verrechnen wir die Rohstoffe, die zukünftigen Generationen nicht mehr zur Verfügung stehen, weil wir ihre niedrige Entropie bereits in hohe überführt haben? Haben jene, die zuerst kom-

men, also früher geboren wurden, einfach Glück gehabt? Unser mechanistisches Wirtschaftssystem bietet keine Antworten auf diese eminent politischen Fragen – und jene, die Nicholas Georgescu-Roegen gegeben hat, müssen uns nachdenklich stimmen.

Wo das hinführt

Zuerst forderte er die Einstellung jeder Rüstungsproduktion. Dann seien die Entwicklungsländer in einer gemeinsamen Anstrengung auf ein gutes, aber nicht luxuriöses Niveau zu bringen. Das Bevölkerungswachstum müsse so weit beschränkt werden, dass alle Menschen durch ökologischen Landbau ernährt werden können. Dazu sei der Energiekonsum strikt zu regulieren. Ferner müsse sich die Menschheit von der Mode befreien, dieser „Krankheit des menschlichen Geistes“. Es sei ein Wahnsinn, wenn man ein Möbel oder Kleidungsstück wegwerfe, das noch gebraucht werden könne. Und jedes Jahr ein neues Auto zu kaufen oder das Haus aufzumöbeln, so Georgescu-Roegen, sei ein bioökonomisches Verbrechen.

Es ist offensichtlich, dass solche Maßnahmen in eine Ökodiktatur führen könnten, in einen Staat, der die totale Kontrolle über den Einsatz der natürlichen Ressourcen hätte. Eine ungemütliche Vorstellung – und ein weiterer Beleg dafür, dass wir die Ausgestaltung unserer Zukunft nicht den Ökonomen überlassen sollten.

Aber ebenso offensichtlich ist, dass viele Menschen im globalen Süden längst in einer solchen Diktatur leben. Mode ist ihnen zwar nicht verboten, aber unerschwinglich, was in der Praxis auf dasselbe hinausläuft. Wegzuwerfen haben sie nichts, weil sie nichts besitzen, nicht einmal ihre eigenen Lebensgrundlagen. Um ein paar Dollars zu verdienen, müssen sie ihre Gesundheit opfern. Sie kennen keine Altersvorsorge, keine Krankenversicherung, keine Ferien.

Viele von ihnen würden zu Georgescu-Roegens Programm begeistert „ja“ sagen; sie könnten nur gewinnen. Verlierer wären wir in den entwickelten Ländern. Wir sind

zu unserem Wohlstand gekommen, weil es Diktaturen und skrupellose Firmen gibt, die uns die billigen Betriebsstoffe liefern. Unsere Privilegien, Chancengleichheit und Meinungsfreiheit wurden damit erkaufte, dass jemand auf diese Privilegien verzichten muss. Das alles ist bekannt. Die unangenehmen Tatsachen liegen auf dem Tisch. Die Frage ist, was wir damit anfangen.

Oft wird behauptet, die Probleme seien kompliziert und eine Lösung kaum zu finden. Das ist nicht wahr. Nicht die Probleme sind kompliziert, unsere eigene Verstrickung ist es. Ohne Not ändern nur die wenigsten ihre Lebensweise. Deshalb ist es einfacher, die Wirklichkeit zu leugnen und mit falschen Begriffen zu verhüllen. Aber solange wir weiter so tun, als verfügten wir über unendliche Ressourcen, als sei unbeschränktes Wachstum möglich und als dürften Rohstoffkonzerne ganze Länder ausplündern, so lange können wir diese Probleme nicht lösen: Nicht die Kriege, die um Rohstoffe geführt werden, nicht die Klimaveränderung, nicht die Umweltverschmutzung durch Erdöl, Bergbau und Radioaktivität und sicher auch nicht die sich verschärfenden politischen Auseinandersetzungen um die gerechte Verteilung der natürlichen Ressourcen.

Georgescu-Roegen war ein Pessimist und, ein wenig, auch ein Poet. Er glaubte nicht an die Umsetzung seiner Forderungen. Vielleicht, so beschließt er seinen Essay, sei dem Menschengeschlecht eine kurze, hitzige und extravagantere statt einer langen, ereignislosen und vegetativen Existenz beschieden. Und dann würden andere Arten ohne spirituelle Ambitionen – Amöben zum Beispiel – unsere Welt erben und im Sonnenlicht baden.

Der Schriftsteller **Lukas Bärfuss** ist derzeit Hausdramaturg am Schauspielhaus Zürich. Bei dem Text handelt es sich um eine leicht gekürzte Fassung des Vorworts aus dem gerade im Salis-Verlag erschienenen Buch *Rohstoff. Das gefährlichste Geschäft der Schweiz*, als Autorenkollektiv firmiert die NGO „Erklärung von Bern“. *Rohstoff* ist die erste umfassende Darstellung einer dezent auftretenden, riskanten und gewinnträchtigen Branche

Kulturkommentar
Tobias Prüwer

Theater für alle ist schwer: Hartmann verlässt Leipzig

Sebastian Hartmann verlässt das Centraltheater, klagen die einen. Aber erst in zwei Jahren, quengeln die anderen – nach der Nachricht des Intendanten, seinen Vertrag am Schauspiel Leipzig 2013 nicht zu verlängern. Hartmann argumentiert mit der klammen Haushaltslage, die eine betriebswirtschaftliche wie künstlerische Handlungsfreiheit nicht gewährleiste. Ausreichend erklärt ist die Leipziger Situation damit nicht.

„Das Theater, das wir im Moment erleben, ist für die Stadt nicht zukunftsfähig“, konstatierte Kulturbürgermeister Michael Faber bereits wenige Monate nach seiner umstrittenen Inthronisation im Frühjahr 2009. Mittlerweile der Befugnis über die städtischen Eigenbetriebe beraubt, versuchte er, durch Hartmann-Kritik das eigene Profil zu stärken. Hartmann war bereits kommunalpolitischer Spielball, als er noch gar nicht in Leipzig war.

Erst echauffierte man sich über die auswärtige Findungskommission, dann über einen für Kunstblut und Theaterdonner berühmten Hartmann. Dabei sollte dieser nach dem Willen der Stadt das Theater nicht nur für ein neues, vor allem junges Publikum öffnen, sondern es zugleich in die Bundesliga der deutschen Bühnen führen. Beides ist ihm gelungen.

Verloren hat er frühere Theatergänger. Mancher fühlte sich von Hartmanns schnoddriger Art vor den Kopf gestoßen, nicht wenige konnten mit seiner Ästhetik nichts anfangen, und viele wissen nicht, wovon sie sprechen. Die Leipziger Theaterdiskussion zeichnet sich dadurch aus, dass sie ahnungslos geführt wird. Ja, dank Hartmann kam das Theater ins Gerede, aber inhaltlich stritt man nicht. Zuletzt wurde Hartmann zum Pfund im beginnenden Oberbürgermeister-Wahlkampf.

Dabei fand in Leipzig unter Sebastian Hartmann ein spannendes Experiment statt, das für andere Städte nicht ohne Relevanz ist. Denn das Stadttheater hat ein Repräsentationsproblem, weil es seine bürgerliche Basis zu verlieren droht. Aber wie soll ein Haus ein sich

ANZEIGE

Rethinking Humboldt - Humboldt neu denken: Das Humboldt-Forum als Agora

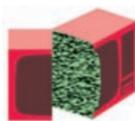
23.09.2011 im HBC Berlin
www.bpb.de/rethinking-humboldt



mondän gebendes Bürgertum, studentische Kreise, einen teilweise verheerten Mittelstand und viele Arbeitslose zugleich ansprechen – und dabei eine künstlerische Linie behaupten? Ähnliche Probleme haben in Leipzig Öper und Gewandhaus, wenn nach dem obligatorischen Beethoven mal ein „neuer“ Komponist wie George Enescu gespielt wird – und die Hälfte des Publikums in der Pause geht.

Hartmann hat, indem er das Theater als sozialen Ort entwarf, Menschen dafür begeistert, die diesem bis dato ferngeblieben waren. Auch wenn im Einzelnen korrekturbedürftig, hätte man Sebastian Hartmann dabei gern noch länger zugesehen. Drei Jahre sind fürs Scheitern nicht genug.

Tobias Prüwer ist Theaterredakteur beim Leipziger Stadtmagazin *Kreuzer*



Medientagebuch

Mein erstes E-Book: Die Zukunft beginnt mit lauter Details

Am Anfang war es pure Ungeduld. Statt der üblichen Lieferzeit von ein bis zwei Tagen oder dem Gang zum Buchladen lockte die Möglichkeit: „Jetzt als Download verfügbar“. Zwei Tastendrucke weiter und das „Buch“ war in meinen Händen. Zwar in der eher virtuell anmutenden Gestalt eines Cover-Bildchens mit „Neu“-Fähnchen im nicht minder virtuellen Buchregal der Kindle-iPad-App – aber trotzdem. Ein Hauch von Science-Fiction. War das nicht etwas, von dem wir immer geträumt hatten? Instant-Access zu einer riesigen, mehrsprachigen Bibliothek? Ein Moment, in dem ich schwarz zu sehen begann für die Zukunft der „physischen Medien“. Und damit der Untergang all derer, die damit handeln. Wird es in Zukunft ganze Städte ohne Buchläden geben?

Wie häufig, wenn die Zukunft der Zivilisation auf dem Spiel steht, ist man selbst mit technischen Details beschäftigt. Das E-Book auf dem iPad nämlich hat seine eigene „Physis“. Apples Touchscreen will gestreichelt und gezärtelt werden, damit es die richtigen Dinge tut. Das Blättern mit der bereits zum Markenzeichen gewordenen Wischbewegung ist schnell gelernt. Andere Dinge dauern etwas länger. Wo genau muss man wie lange tippen, um ein Lesezeichen zu erzeugen? Um zum Inhaltsverzeichnis zu springen? Und dann wieder zurück? Kurz fühlt man sich mit dem E-Book ans Lesenlernen erinnert.

Mit der ersten Routine entdeckt man die großen Differenzen: Beim E-Book gibt es keine zufallenden Seiten mehr, man muss es nicht irgendwo einklemmen, man muss es nicht halten, man kann es auf dem Küchentisch oder der Matratze einfach aufstellen. Man kann die Größe der Buchstaben und der Seiten an Geschmack und Sehvermögen anpassen. Man kann schadlos markieren und unterstreichen, was das Zeug hält. Man kann sich sogar anschauen, was andere markiert haben. Und man kann sich für jedes Wort, das man nicht versteht, eine lexikalische Erklärung einblenden lassen, ein Tipp genügt.

Darüber hinaus erleichtert die digitale Form ein paar eher verpönte, aber nicht minder verbreitete Lesetechniken: Man kann den Text nach bestimmten Namen und Worten durchsuchen lassen, was ungeheuer hilfreich ist, wenn man ein vierbändiges Fantasy-Werk liest und nach zwei Wochen Lesepause nicht mehr weiß, wer noch mal genau diese Figur war und was sie eigentlich im Schilde führte. Und noch besser: Wer wie ich zu den Menschen gehört, denen ein Zuviel an Spannung den Lesegenuss verdirbt, muss nun nicht mehr hilflos „nach vorne“ blättern, um ein bisschen Auflösung zu erhaschen, sondern kann gezielt nach den entsprechenden Stellen suchen, um dann entspannt an der Ursprungsstelle weiterzulesen.

An ein paar Dinge gewöhnt man sich nur schwer wie die Abwesenheit von Seitenzahlen. Auch lässt sich die „Dicke“ eines Buches, und wie weit man darin schon gekommen ist, nur mit einer Verlaufsleiste einblenden. Dazu noch bauen sich die Seiten immer unterschiedlich auf; das gute alte Gedächtnis, das sich automatisch merkt, ob bestimmte Sätze oben rechts oder unten links stehen, läuft auf einmal hohl – von der Möglichkeit der Volltextsuche in vorzeitige Pension geschickt.

Es gibt viele Fragen, die die E-Book-Ausbreitung nach sich zieht. Wichtige und unwichtige. Wird es bald den solarbetriebenen Kindle „für die Insel“ geben? Werden unsere Enkel den in diversen „Stores“ hinterlassenen Datenmüll ausräumen wie wir die Dachböden unserer Großeltern? Wird man E-Books demnächst weiterverkaufen dürfen? Ausleihen ist seit Ende letzten Jahres möglich.

Barbara Schweizerhof

Die Autorin besitzt seit April 2011 ein iPad2 3G

Nachruf

Arno Fischer, Fotograf, 1927 – 2011

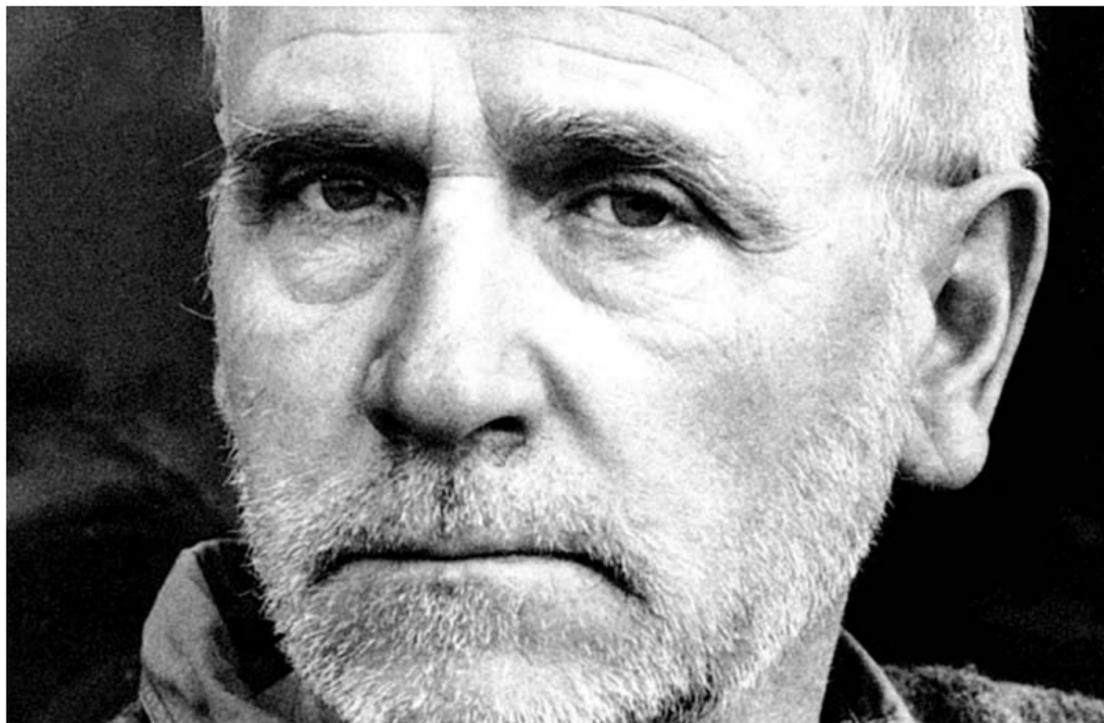


FOTO: UBER AGENTUR OSTREBEZ

Der ewige Gärtner und ein Lehrmeister zum Duzen: Arno Fischer

Zur Fotografie ist der Preuße über die Bildhauerei gekommen. Nach Stalins Tod 1953 tauschte er die hohe Schule der Gipsköpfe gegen das verachtete Handwerk des Fotolaboranten und machte rasch als Lehrer für Fotografie im akademischen Überbau der Kunsthochschule Berlin-Weißensee Karriere. Obwohl Arno, wie seine Studenten den hemdsärmeligen Arbeiterjungen aus Wedding anredeten, sich als rasender Bildreporter und politisch-standhafter Dokumentarist der Berliner Frontstadt im Kalten Krieg einen Namen

gemacht hatte, nach dem Mauerbau die im neuen Deutschland Eingeschlossenen mit Fotobüchern über die Welt dahinter tröstete, auch starke Bilder und Texte übers eigene Land lieferte und Mitte der sechziger Jahre zum F. C. Gundlach der DDR-Modelfotografie avancierte – seine Lehrtätigkeit blieb Passion und Berufung. Da er keinen Gedanken ans Abhauen verschwendete, warf er denen, die das Laufen kriegten, Verrot an den Dagebliebenen vor. Trotzdem schaute er unideologisch auf das Land seiner Wahl, blieb ein Verfechter der fotografi-

schen Wahrheit – auch als diese im Zeichen von Glasnost sich weiter verfinsterte.

Anfang der achtziger Jahre hatte Fischer sich mit seiner Frau, der im letzten Jahr verstorbenen Fotografin Sibylle Bergemann, den beiden Hunden und seinen geliebten Singvögeln aufs Land zurückgezogen. In seiner Altberliner Wohnung am Schiffbauerdamm, wo die S-Bahn zum Bahnhof Zoo mitten durch die Küche fuhr, unterrichtete er bis 1990 Studenten. Sie lagen bis tief in die Nacht ausgestreckt auf dem Plüschsofa, auf dem Henri Cartier-

Bühne „Archiv der zukünftigen Ereignisse“, Schauspiel Köln



FOTO: OLIVER HEISCH

Da kommt was auf uns zu

Der 1. FC Köln setzt schon in den Anfangsminuten zum Sturm an. Das Mittelfeldduo mit Julian Draxler und Mario Götz wirbelt die Mannschaft von Real Madrid kräftig durcheinander. An der Außenlinie kann Trainer Daum kaum an sich halten, und auch den Fachleuten im Wembley-Stadion nützt der Außenseiter Respekt ab. Wer hätte gedacht, dass die Fußballdiva vom Rhein 2015 im Endspiel der Champions League steht – und in der siebten Minute durch einen Kopfball von Eichner sogar in Führung geht. Der reanimierte Radiokommentator Manni Breuckmann kaschiert seine Begeisterung nicht.

Wunschdenken oder Satire? Weder noch, es handelt sich um eine Szene, die das Duo Hofmann & Lindholm in sein *Archiv der zukünftigen Ereignisse* eingestellt hat und dem Besucher über Kopfhörer als täuschend echte Live-Reportage einspielt. Das *Archiv* ist der letzte Teil des Projekts *Radio-ortung*, das Deutschlandradio Kultur mit drei Performance-Gruppen realisiert hat.

Nach Ligna und Rimini Protokoll in Berlin sind zum Abschluss der Reihe nun die beiden Wahrscheinlichkeitstüftler Hannah Hofmann und Sven Lindholm am Schauspiel Köln dran. Und so wie sie in ihren Stücken immer wieder fiktionale Breschen in die Mauern des Realen schlagen, haben sie hier mögliche Ereignisse aus der Zukunft ausgewählt. Beim Start am Kölner Schauspielhaus bekommt jeder Zuschauer

ein Handy in die Hand gedrückt, mit dem er sich auf einen Parcours mit 37 Stationen macht. Jeder wählt aus, welche und wie viele Standorte er ansteuert. Wo man haltmacht, setzt sich via GPS-Ortung ein kleines Hörspiel in Gang, das sich mit der städtischen Topografie verbindet. Am Schauspielhaus hält Karin Beier schon mal ihre Abschiedsrede im Jahr 2013 und am Museum Ludwig eröffnet Direktor Kaspar König am 16. Dezember die Ausstellung *Vor dem Gesetz*.

Beglaubigt werden die Hörstücke durch die real verbürgten Akteure, was zu einer verblüffenden Überlagerung von Gegenwart und Zukunft führt und an die Formulierung des Komponisten Bernd Alois Zimmermann von der „Kugelgestalt der Zeit“ denken lässt. So wird am Bauplatz der neuen Moschee satte 20 Minuten lang die Einweihungsfeier mit Reden des Kölner Oberbürgermeisters, des Bezirksbürgermeisters und des Architekten übertragen – samt Beifall, Geschrei rechtsradikaler Gegendemonstranten und Kommentaren der Dittib-Pressesprecherin.

Zu den erschütterndsten Statements gehört das Zeugnis eines anonymen Demenzkranken, der auf Kölns belebtester Einkaufsstraße vom Verlust seines Gedächtnisses berichtet. Und eine Straße weiter, in Sichtweite des Doms, erzählt Ruth Henkel, die am 30. März 2012 ihren 101. Geburtstag feiert, gelöst von ihrem nahen Tod. Die Gradationen der Wahrscheinlichkeit, mit der Hofmann & Lindholm bei ihrem „Pre-Enactment“ arbeiten, reicht von datierbar über sicher, voraussichtlich bis zu (hoffentlich un)möglich – letzteres gilt für das Ereignis Reaktorunfall in der Nähe von Köln.

Schließlich wird man von einfachen sinnlichen Täuschungen überrascht. Da läuft man auf einen ruhigen Kreisverkehr zu und findet sich in einem laut hupenden Autokorso wieder. Akustisch jedenfalls. Die Fiktion schiebt sich über die Realität und sorgt für ein momentanes Erschrecken, Innehalten, Kopfdrehen. Bis 15. Oktober kann man das *Archiv*, dessen eingetretene Ereignisse nach und nach gelöscht werden, offiziell besuchen. Danach lässt es sich aufs eigene Handy herunterladen.

Hans-Christoph Zimmermann

Festival Musikfest Berlin 2011



FOTO: KAI BERNERT

Das wird es dann gewesen sein

Das Musikfest Berlin hatte heuer mehrere Schwerpunkte: Franz Liszt und Wolfgang Rihm mit vielen, Luigi Nono und Gustav Mahler mit bedeutsamen Kompositionen. Gibt es ein Band, das so verschiedene Künstler aufeinander bezieht? Die Programmankündigung versuchte es mit der Frage, wie Komponisten das Verhältnis von menschlicher Stimme und dem „Schlag“ des Klaviers oder Orchesters gestalten. Tatsächlich wurden wichtige Chorwerke von Nono und Mahler, übrigens auch von Busoni gegeben. Unter Rihms Stücken waren welche, die Stimmen mit Kammermusik-Ensembles kombinierten. Doch wenn Nono den Prometheus oder Mahler Faust auf die Bühne bringt, hört man nicht abstrakt einem Verhältnis von Klangquellen zu. Es sei denn, jemand wird so laut wie Simon Rattle bei der Aufführung von Mahlers *Achter*.

Zusammenhänge drängten sich indes von selbst auf. Spannend war besonders das Nebeneinander von Rihm und Nono, die einige Jahre befreundet waren, bevor Nono 1990 starb. Diese Freundschaft ist denkbar, denn während Nono ein Exponent der seriellen Musik war, hatte Rihm, 1952 geboren, sich von deren strukturellen Zwängen losgesagt unter der Fahne der Freiheit des Subjekts. Außerdem komponierte Nono immer im Bewusstsein, Mitglied der Kommunistischen Partei Italiens zu sein – er sah sich als Intellek-

Bresson und Helmut Newton gesessen hatten, während Professor Arno umgeben von Fotos, Westbüchern und -schallplatten auf dem Boden hockend dozierte. Ich verbrachte hier einige Nächte allein mit den Hunden und Vögeln und überspielte Platten von New Yorker Avantgarde-Musikern, die der Dauerreisekader von dort mitbrachte. Einmal geriet er am Broadway in einen Banküberfall mit Geiselnahme und Toten. Darüber sprach er unaufgeregt, mit leiser Stimme wie John Cage zu den Vögeln.

Er war der erste und letzte Bohémien Ostberlins. Ein Mann, der Mitarbeiter um sich zu scharen verstand und die Bewunderung genoss. Kritik an seinen einträglichen Staatsaufträgen wie den Stahlstelen mit den Fotonegativen der Geschichte der Arbeiterklasse, die als EDV-Lochstreifen des Marx'schen Satzes „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ unlesbar anschaulich waren, ließ er nicht gelten. Die sündhaft teure Installation sollte wohl den Atomkrieg überdauern für die Nachgeborenen der Außerirdischen. Heute stehen die Stelen versteckt unter Bäumen, weil nicht mal das Museum für Deutsche Geschichte sie haben will.

Das Ende der DDR war für Fischer kein neuer Anfang. Er verlor sein legendäres Kunstdomizil am Schiffbauerdamm, beklagte sich, dass eine seiner Schülerinnen den Lehrstuhl für künstlerische Fotografie an der HGB Leipzig bekommen hatte, während man ihm nur eine Stelle an der Fachhochschule Dortmund anbot. Dank der Kuratoren T. O. Immisch und Ulli Domrose wurde sein fotografisches Werk auch im Westen entdeckt. Die späten Polaroids vom Garten inspirierten etliche Studenten der Ostkreuzschule in Weißensee, wo Arno bis zuletzt seine Rolle als Menschenfischer und kühler Dampfplauderer der Fotografie mit Bravour spielte.

Am 13. September ist Arno Fischer im Alter von 84 Jahren gestorben.

Thomas Knauf

tuellen, der für seine Ziele im Sinne Gramscis um kulturelle Hegemonie rang –, während Rihm nicht verhehlte, dass er mit politischen Utopien nichts anfangen könne. Aber gerade die Verschiedenheit bezog beide aufeinander, weil sie daher rührte, dass ein geschichtlicher Bruch zwischen ihnen lag, den sie, jeder auf seine Art, zu überbrücken versuchten.

So ging Nono seit 1980, betroffen vom sowjetischen Einmarsch in Afghanistan und der Verhängung des Kriegsrechts in Polen, zu einer Musik der Stille über, die das Publikum zum eigenen Nachdenken aufforderte. In dieser Zeit entstand *Prometeo*, die „Tragödie des Hörens“ – so genannt, weil wir uns verschließen und schwerhörig stellen – nach Texten von Aischylos, Hölderlin, Walter Benjamin und anderen; sie wurde aufgeführt unter der Leitung von André Richard, Matilda Hofmann und Arturo Tamayo.

Rihms Musik wiederum scheint zwar nichts Politisches zu reflektieren, hält aber den Klang der seriellen Musik und gerade Nonos musikalischen Gesten in Erinnerung. Nonos Stücke waren schon ungewöhnlich affektiv für einen seriellen Komponisten, Rihms Stücke sind es noch mehr. Und wenn Rihm aufhört, nach apriorischen Strukturen zu komponieren, geht er doch nicht zur Regellosigkeit über, sondern stellt Frage-Antwort-Beziehungen zwischen Klangereignissen her, die häufig serielle Klänge kommentieren. Rihm mag in dieser Methode, frei und verbindlich zu komponieren, kein politisches Modell sehen, aber andere können es tun.

Seine neuen Wege wurden aber doch von Nonos gewaltigem Oratorium in den Schatten gestellt. Der *Prometeo* ist ein Hauptwerk des 20. Jahrhunderts. Selten hört man so deutlich wie hier, was serielle Strukturen eigentlich anrichten: dass sie einen Zeitablauf in einen einzigen Augenblick verwandeln. Schon von den Texten her ist der Augenblick des Übergangs thematisch. Benjamins Engel der Geschichte dreht sich um. Befreiung will sich anbahnen, das Vergangene ist aber noch da. Die Musik hält uns zweieinhalb Stunden in Atem: Wir erleben sie, als stürzten wir gerade vom Fahrrad und sähen die Einzelheiten in der Zeitlupe.

Michael Jäger

Wo die Toten reden

Stofflich Notizen zum Heimatfilm: Über die emotionale Geografie der Bruchstückwelt, die wir Gegenwart nennen

■ Michael Girke

Der erste Fernseher, den ich je sah, besaß meine Großmutter. Wenn sie an Sonntagnachmittagen die Familie um sich versammelte, wurde das Gerät zwar jedes Mal bestaunt, doch selten nur eingeschaltet. Zu sehr begeisterte man sich am Erzählen von Geschichten, selbst erlebten oder im Ort aufgeschnappten, denen man zumeist eine Wende ins Heitere gab. Ein Drumherumgerede erfüllte die Stube und machte alle und alles wunderbar leicht. Nur manchmal änderte sich die Tonlage, dann, wenn es sich um den noch nicht lang zurückliegenden Krieg drehte, um Tod und Tote und Hunger. So wirkte die Runde ansonsten nur noch, wenn im Fernsehen einer jener Streifen ausgestrahlt wurde, von denen ich irgendwann erfuhr, dass es sich um Heimatfilme handelte. Wirtshaus- oder Berggeschichten zumeist, die ich schrecklich langweilig fand, noch dazu versiegt ihrwegen der wärmende familiäre Wortstrom. Und doch hatte diese ernste Versunkenheit etwas Eindrucksvolles. Sie bewirkte, dass sich trotz aller Auseinandersetzungen mit der Familie und trotz allem Schauer gegenüber dem Heimatkitsch eine gewisse Achtung vor Heimatfilmen bei mir immer erhielt.

Die Bücher des Freiburger Schriftstellers Klaus Theweleit erzählen so etwas wie eine deutsche Mentalitätsgeschichte, in deren Zentrum eine Auseinandersetzung mit den Vätern steht, die Hitler zuließen. 1997 veröffentlichte Theweleit ein langes Gespräch mit dem britischen Bildhauer Antony Gormley, der an einer Stelle darauf zu sprechen kam, dass sein Vater die Familie wie ein Unternehmen organisiert hatte; die Kinder standen unter ständiger Kontrolle; wer ein schlechtes Zeugnis nach Hause brachte, den schlug er: „Auf gewisse Weise erschreckt mich das Konzept ‚Zuhause‘ ... Zuhause wird man vielleicht sogar verraten.“ Das besagt: Das Zuhause, die Heimat, ist gut und heil nicht, sondern mitunter unheilvoll und unheimlich. Was im hiesigen Nachkriegskino erst während der politisierten sechziger Jahre zum Gegenstand gemacht wurde. Seit dieser Zeit auch nimmt man das Wort Heimatfilm ungern in den Mund.

In seiner erhellenden Studie *No place like home* unternimmt es der in Amerika lehrende Germanist Johannes von Moltke, das deutsche Heimatfilmgenre der 1950er Jahre zu rehabilitieren. Er hält ihm zugute, dass es, im Gegensatz etwa zur linken oder zur postmodernen Haltung, das Bedürfnis der Menschen nach einer mit den fünf Sinnen erfahrbaren und vertrauten Heimat ernst genommen habe. Zudem würden in jenen Filmen die Fantasien vieler Deutscher transparent in einer von der Kriegsniederlage, von Zerstörung, Hunger, Flucht, Vertreibung und der Auseinandersetzung mit der Nazivergangenheit, aber auch vom Wirtschaftswunder geprägten, entscheidenden Phase der deutschen Geschichte. Einer der Belege für die Thesen ist *Grün ist die Heide*, dessen Erfolg im Jahr 1951 eine Welle von Heimatfilmen auslöste.

Im Mittelpunkt steht Lüder Lüdersen, der am Ende des Zweiten Weltkriegs gezwungen ist, aus Schlesien zu fliehen, und der in einem Städtchen in der Lüneburger Heide Aufnahme findet. Durch den Heimatverlust zerbricht etwas in ihm, was er durch Wilderei ausagiert. Als Lüdersens Tochter einen Forstbeamten kennen- und lieben lernt, wird diesem rasch klar, dass der Vater der von ihm gesuchte Täter ist. Auf einem großen Fest, Heidebewohner und schlesische Einwanderer feiern miteinander, zeigt Lüdersen sich geheilt, tief bewegt dankt er für die Aufnahme in der neuen westdeutschen Heimat.

In der Nachkriegszeit dürften nicht wenige Deutsche sich wiedergefunden haben in der zerrissenen Figur des Lüder Lüdersen. Sieht man jedoch, wie Moltke es tut, einen Film als Form an, sich mit der eige-



Dieser Forstbeamte (Rudolf Prack) kann den Schmerz der Vertreibung einfach nicht verstehen. Helga (Sonja Ziemann) hilft

nen Vergangenheit zu konfrontieren, dann geht *Grün ist die Heide*, was die Themen Krieg und Vertreibung (und deren Ursachen) angeht, über vage Andeutungen nicht hinaus. Mehr noch: Die Ästhetik des Films ist vom Willen zur Harmonie derart beherrscht, dass etwas anzusprechen mithin dasselbe ist, wie es zum Verschwinden bringen zu wollen.

1948 ging Bertolt Brecht aus seinem amerikanischen Exil in die Schweiz, nach Zürich, wo ihn Max Frisch kennenlernte. In seinem *Tagebuch 1966–1971* beschreibt Frisch Brecht. Als Marxist denke Brecht nicht in nationalen Kategorien, sondern seine Aufmerksamkeit gelte allein einem gesellschaftlichen System.

Frisch erlebt nur ein einziges Mal, dass Brecht eine andere Seite zeigt. Dies geschieht, als er, um in Konstanz eine Theateraufführung anzusehen, erstmals nach 15 Jahren wieder nach Deutschland reist. Brecht gibt sich unberührt, nach einem Gespräch mit einem Konstanzer Schauspieler, der wohlfeil berichtet, dass er von all dem unter Hitler Geschehenem nichts gewusst habe, bricht es los – in einem heftigen Anfall verflucht Brecht die Deutschen. Frisch stellt es so dar, dass hier jemand von seiner Heimat enttäuscht ist.

„Heimat“ kostet sechs Euro: ein Magazin, vom Städtischen gereinigt

Johannes von Moltke hat angemerkt, dass es in allen Heimatfilmen um eine Dialektik gehe: Die Helden fänden entweder heraus, dass kein anderer Ort wie die Heimat oder dass Heimat der Name einer Illusion sei. Bei Brecht zeigt sich: Was Heimat bedeutet, spürt man womöglich erst im Falle ihres Verlustes. Eine Erfahrung, die im 20. Jahrhundert zahllose Menschen gemacht haben. Heimatfilme, die man ernst nehmen kann, müssten solche kaum zu be-

wältigenden existenziellen Erfahrungen nicht abschütteln, nicht davon erlösen wollen, sondern zeitgenössische künstlerische Formen für sie finden, sie bewusstmachend festhalten.

Angela Schanelecs Film *Plätze in Städten* (1997) zeigt einige Momente im Leben einer jungen Frau: Momente in der Schule, mit der allein erziehenden Mutter, mit wechselnden Partnern. Auf Schanelecs subtilen Bildern erscheinen Wohn- und Schlafzimmer, Restaurants, Sporthallen, vertraute Orte also, mithin als Fremde. Mimmi, die junge Frau, ist ein Umriss, ein Schatten, der probiert, Menschen nahe zu sein, die aber auch Schatten sind.

Lichter (2003) von Hans-Christian Schmid spielt in Frankfurt/Oder, das damals noch an Westeuropas Grenze zum Osten lag. Es geht um illegale ukrainische Einwanderer, einen mittellosen polnischen Taxifahrer, einen Frankfurter, der bei dem Versuch, einen Laden zu gründen, aufgegeben wird, einen jungen Architekten, der erlebt, wie Geschäfte zwischen West und Ost Menschen entwürdigten.

Bei aller stilistischen Verschiedenheit haben *Plätze in Städten* und *Lichter* Gemeinsamkeiten: Beide Filme zeigen Menschen, die Löcher sind, die unablässig etwas zu greifen versuchen, ein Miteinander vielleicht, auf das man zählen kann, vielleicht auch sich selbst, doch dieses Entzieht sich ihnen. Angela Schanelec und Hans-Christian Schmid erkunden die emotionale Geografie jener Bruchstückwelt, die unsere Gegenwart ist. Sie machen Heimatfilme, die nur niemand als solche bezeichnet.

Jean-Luc Godards *Allemagne Neuf Zero* entstand 1989/90, als der Filmemacher im Auftrag des französischen Fernsehens in der DDR drehte. Dann kam es zu all jenen Ereignissen, die schließlich zur deutschen Vereinigung führten; und der Regisseur reagierte, nahm die Aktualität mit in seinen Fernsehbeitrag hinein. Wobei Godard, dessen Credo lautet, dass keine herkömmliche Erzählung die Zeit fassen könne, einen Satz aus F. W. Murnaus *Nosferatu* (1922) in eine Filmform übersetzt: „Als ich über die Brücke ging, begegnete ich den Gespenstern.“ Und so begegnen dem Betrachter lauter Tote, anerkannte Größen (etwa Kant, Hegel, Thomas Mann, Marlene Dietrich) genauso wie Verstoßene der deutschen Geschichte

(etwa Rosa Luxemburg oder Juden, welche in die Vernichtungslager der Nazis transportiert wurden und deren Namen niemand mehr weiß).

Im Sinne des Genres ist *Allemagne Neuf Zero* mitnichten ein Heimatfilm. Doch ein Film, der sich der Toten nicht entledigen will, sondern bewirkt, dass wir uns ihnen stellen und sie anhören – führt der nicht mitten hinein ins Heimatliche?

Heimat kann man für sechs Euro käuflich erwerben. Es handelt sich um ein Hochglanzmagazin, das sich der Verschönerung von Haus, Garten und Natur verschrieben hat und Fotos von Orten und Landschaften bietet, die von allem Städtischen gereinigt sind; als hätte es nie eine Industrie oder ökonomisch bedingte Menschen gegeben. Der allortigen sichtbaren Naturzerstörung stellt das Magazin keine wirkliche Heimatkunde entgegen, sondern eine althergebrachte Ideologie der heilen Welt.

Ein anderes Naturverhältnis findet sich bei dem Schriftsteller Adalbert Stifter, der von 1805 bis 1868 lebte, als die Folgen der unauffhaltsamen Industrialisierung längst allenthalben spürbar geworden waren. In Stifiers Roman *Der Nachsommer* steht folgende Passage: „Es machte mir Kummer,

Wer Fichten und Tannen gesehen hat, dem können die Bretter leidtun

als man einmal einen alten Baum des Gartens fällte und in lauter Klötze zerlegte. Die Klötze waren nun kein Baum mehr, und da sie morsch waren, konnte man keinen Schemel, keinen Tisch, kein Kreuz, kein Pferd daraus schnitzen. Als ich einmal das offene Land kennengelernt und Fichten und Tannen auf den Bergen stehen gesehen hatte, taten mir jederzeit die Bretter leid, aus denen etwas in unserem Haus gefertigt wurde, weil sie einmal solche Fichten und Tannen gewesen waren.“

Eine solche Aufmerksamkeit für noch das kleinste Stück stofflicher Wirklichkeit möchte man sich auch von einer filmischen Heimatkunde wünschen.

Michael Girke ist Filmkritiker und hat die Filmreihe *Heimat – Zwischen Gestern und Morgen* kuratiert, die bis Februar 2012 im Filmmuseum Düsseldorf läuft. Der Text ist eine überarbeitete Fassung aus dem beim *Film-Dienst* erschienenen Begleitheft

ANZEIGE

»freitag.de
Buch der
Woche

Bastian Obermayer
Rainer Stadler

Bruder, was hast Du getan?

Kloster Ettal

Die Täter, die Opfer, das System

Kiepenheuer & Witsch

Gebunden
288 Seiten
€ (D) 18,99
€ (A) 19,60
sfr 27,90

Der Missbrauch hatte System

Wie konnte es geschehen, dass ein scheinbar so gottesfürchtiges Idyll für so viele Kinder und Jugendliche zum Ort des Grauens wurde?

www.kiwi-verlag.de

60 Jahre
Kiepenheuer & Witsch

Feier der Achtziger

Test TV-Serien sind manchmal die besseren Romane. Auch „Ashes to Ashes“?

■ Marc Ottiker

Die technologische und gesellschaftliche Entwicklung ist so rasant, dass sogar die neunziger Jahre wie eine untergegangene Epoche wirken. Je schneller sich die Novellen der Realwelt aneinanderreihen, je kürzer die Abstände zwischen den „unerhörten Begebenheiten“ werden, desto faszinierter scheint das Kino von der extremen Verlangsamung blitzschneller Abläufe. Seit den *Matrix*-Filmen kommt kaum noch ein Actionfilm ohne isolierte Hyperverlangsamung aus. Beliebtestes Sujet dieses Manierismus ist das in extremer Zeitlupe sich durch die Luftmassen hindurchfliegende Projektil. So eine Kugel fliegt auch in der *BBC*-Serie *Ashes to Ashes*, deren erste Staffel nun in deutscher Fassung auf DVD vorliegt, leitmotivisch in regelmäßigen Abständen auf das Publikum zu. Sie gilt jedoch einer Polizeipsychologin, die sich dann „eine Sekunde vom Leben oder eine Sekunde vom Tod entfernt“ sieht – in jenem Zustand also, in dem wir uns beim Fernsehen grundsätzlich befinden.

In diesem Limbus erwacht unsere Heldin nun in den frühen achtziger Jahren wieder, und so bekommt die fabelhafte Serie *Life on Mars*, in der es einen Polizisten in die siebziger Jahre verschiebt, ihren unwürdigen Nachfolger. Über acht Folgen versucht die gebeutelte Polizistin, wieder ins gegenwärtige Leben und zu ihrer Tochter zu gelangen, möchte ihre durch ein Bombenattentat ermordeten Eltern retten und hilft in jeder Episode auch noch mit, einen abgeschlossenen Fall zu lösen. Eigentlich ist alles da: Der „Need“ der Heldin, ihr Grundtrauma und ihre Reise zur Lösung. Und doch wirkt es, für eine *BBC*-Serie eher ungewöhnlich, unbeholfen.

Zeitfeier

Der fadenscheinige Handlungsbogen macht immer wieder die Absicht der Autoren sichtbar, „ihre“ Zeit, die achtziger Jahre also, abzufeiern. So werden denn geradezu wehmütig Zeitgeist und gesellschaftliche Kämpfe jener Epoche beschworen. Der Thatcherismus entfaltet seine zerstörerische Kraft, die Heldin darf von den Kerlen noch ungestraft „Schampuschlüpfen“ genannt werden, und wir lernen die stilistischen *role models* von Lady Gaga kennen.

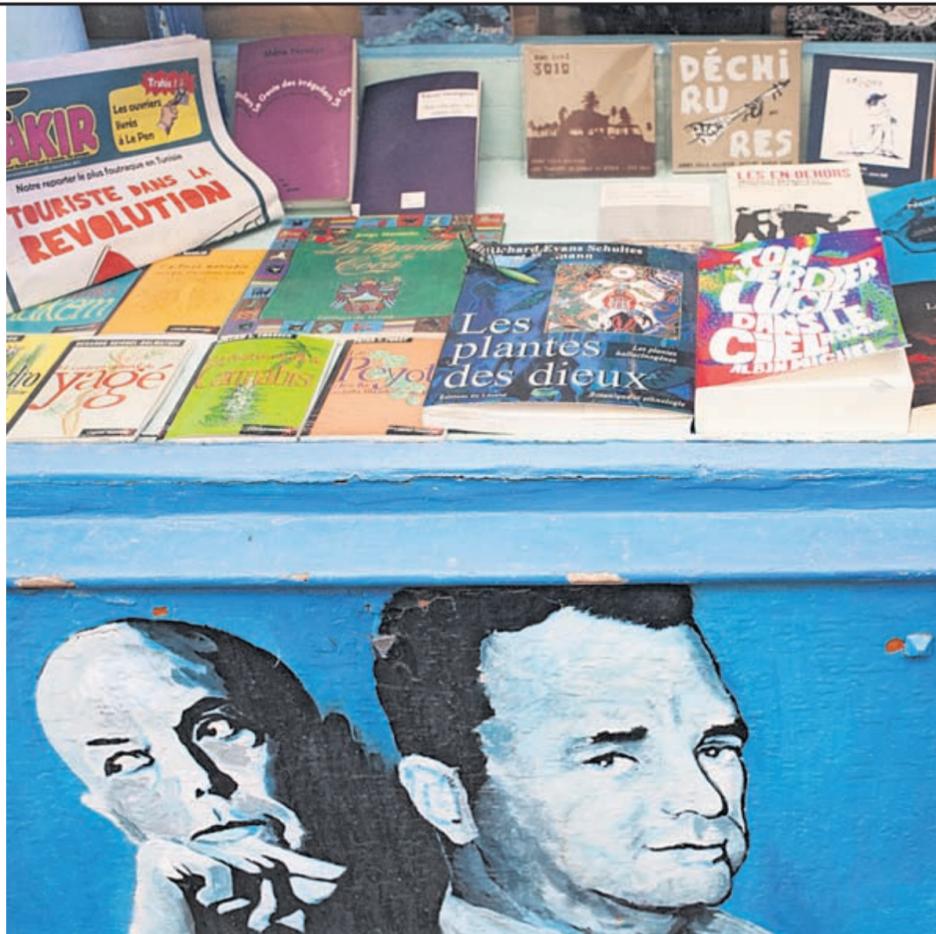
Wenn Mark Twain mit seiner Satire *Ein Yankee am Hofe von König Artus* diesen Motiv aufgreift, um seinen Zeitgenossen vorzuführen, dass das Mittelalter keineswegs die bessere Welt war, die man gerne in es hineinprojizierte, geht *Ashes to Ashes* den umgekehrten Weg; allerdings ohne Twains Pffiffigkeit. Mit einer packenderen Geschichte und etwas mehr Humor wäre diesem durchaus ehrenvollen Anliegen wahrscheinlich besser gedient gewesen. In Zeiten, in denen die Digitalisierung überall eine Gleichzeitigkeit von allem suggeriert, wirkt so eine Zeitreisegeschichte auf rührende Weise antiquiert, vor allem wenn sie in eine Vergangenheit führt, an die sich die Adressaten noch erinnern können. Aber außer einer gewissen Zeitgeist-Folklore bringt dieser Angriff der Vergangenheit auf die Gegenwart leider nicht viel. Nein, den großen Roman, den moderne TV-Serien wie *The Wire* oder – als eine der ersten – *Twin Peaks* aufblättern, kann *Ashes to Ashes* nicht erzählen. Hier handelt es sich eher um eine Räuberpistole in Taschenbuchformat, die man am Bahnhofskiosk aus dem Ständer nimmt. Kein unsympathischer Vergleich und einigen TV-Serien womöglich angemessener.

Ashes to Ashes – Zurück in die 80er
Die komplette Staffel 1, 3 DVDs,
Polyband & Toppic Video/WVG 2011, 24,99 €

Marc Ottiker wird bei Gelegenheit wieder den Romanwert einer TV-Serie ermitteln



„Sex, Drogen und Demokratie“ lautete erst das Motto des Buchladens von Michel Sitbon; Sex wurde dann bald aus dem Programm gestrichen



FOTOS: ANDREAS B. KRUEGER

Petite Liberté toujours

Antiheld Michel Sitbon ist Verleger, Buchhändler und Verkäufer von Vaporizern. Ein Besuch am Rande des Pariser Literaturbetriebs

■ Romy Straßenburg

Raph manövriert einen großen Karton durch die Tür. Die elektrischen Wasserpfeifen, Vaporizer genannt, lässt er sich aus den USA liefern. „Als Jugendliche bin ich hierhergekommen, um mir Bücher über Cannabis zu kaufen. Dieser Buchladen war ein Mythos für mich und meine Freunde“, sagt Raph. „Ich fragte Michel, ob er die Vaporizer bei sich verkaufen würde.“ Neugierig nimmt Michel einen in die Hand und räumt dann ein paar Bücher aus dem Schaufenster. „Mit Literatur allein verdienst du nichts mehr. Vielleicht werden die Jungs ein paar der Maschinen los.“

Michel Sitbon, Jahrgang '59, sitzt im bunten Leinenhemd inmitten von Bücherstapeln, Polit-Shirts und neuerdings Verdampfern für „alle Arten von Kräutern“. Wenn er im blauen Türrahmen seines Ladens steht, schaut er auf die Rue Keller im Bastille-Viertel. „Als ich vor 25 Jahren hierher zog, war es ein Treffpunkt der Schwulenszene, die Pariser Christopher Street.“ Dann seien einige Galerien gekommen, aber schon wieder fast alle verschwunden. „Gegenüber eröffnete 1995 der erste Pariser Manga-Shop, und binnen kurzer Zeit ist die Straße zum Mekka dieser Szene geworden.“ Schrilte Vitrinen, vollgestopft mit Plastikfiguren, prägen heute das Bild. Unterdessen verblasst die Farbe der lebensgroßen Autoren-Porträts auf der Fassade von Hausnummer 38. Der chinesische Lebensmittelhändler nebenan hat schon mal Büchersendungen entgegengenommen, wenn Michel wieder zu wenig Geld hatte, um zu öffnen.

In den Achtzigern gehörte der Sohn franko-tunesischer Juden zur Pariser Hausbesetzerzene. Als die Gebäude geräumt werden, reist er monatelang durch Amerika und Europa. Von Mitterands Frankreich, in das er zurückkehrt, ist er enttäuscht: verlogen, verklemmt, elitär. Dazu eine Kaviar-Linke an der politisch-intellektuellen Spitze. Im Gepäck hat er haufenweise englischsprachige Literatur, unter anderem Studien über LSD und Cannabis. „Zu diesen Themen gab es, wenn überhaupt, polemische Texte von Drogengegnern. Es fehlte an grundlegenden Informationen. Ich dachte, dann muss ich wohl selbst Verleger werden.“ Er gründet die Éditions du Léopard und gibt Bücher über die sozialen und politischen Hintergründe von Drogenkonsum heraus. „Es war schwierig, sie zu vertreiben. Vielen Händlern waren unsere Titel an-

fangs nicht geheuer. Da fand ich es konsequent, einen eigenen Buchladen zu eröffnen, damit Leser sie entdecken können.“

Im Kleinen macht es Michel wie die Großen der Branche. Unbemerkt von der bibliophilen Klientel kaufen sich Verlage wie Gallimard immer öfter anteilig in Buchläden ein, um Einfluss auf die Auswahl der angebotenen Titel zu nehmen. Der Journalist Alain Beuve-Méry warnte vor zwei Jahren in *Le Monde*: „Sollte diese Praxis Schule machen, sehen unsere Buchläden in zehn Jahren so aus wie der Pariser Bon Marché. Es reihen sich nur noch Verkaufsstände einzelner Marken aneinander.“

Alles, was unbequem ist

Angesichts der überschaubaren Verkaufszahlen kann man Michel kaum kommerzielle Hegemonie vorwerfen. Die ideologische Ausrichtung der Buchreihen ist jedoch gewollt. Sie entspricht seiner Vision einer *librairie engagée* als Schnittstelle zwischen engagierter Literatur und engagierten Menschen. „Sex, Drogen und Demokratie“ habe anfangs das Motto gelaute. „So hieß eine Platte, die ich mir in Amsterdam gekauft hatte. Allerdings habe ich Sex dann schnell aus dem Programm geschmissen. Wir führten erotische Comics, aber die Leute schreckte das eher ab.“ Auf der Suche nach einem einprägsamen Namen für den Laden stieß er auf ein Buch von André Hardellet, einem verkannten französischen Schriftsteller. Seine Romane enthielten angeblich pornografische Tendenzen, und 1973 stand er deswegen vor Gericht. „Ich selbst verdiente zu der Zeit mein Geld als Herausgeber erotischer Magazine. Es gab also einige Parallelen zu Hardellet, und um ihn vor dem Vergessen zu bewahren, wählte ich den Titel seines Romans *Lady Long Solo*.“

Michel zündet sich eine Zigarette an. Seit dem Rauchverbot von 2008 sei das im Laden erlaubt. So will er ihn auch im ganz

Auch Rauchen ist erlaubt. Dieser Laden soll ein Ort individueller Freiheit sein

praktischen Sinne zum Garant individueller Freiheit machen. Er zeigt auf eines der Regale in dem winzigen Verkaufsraum. „Ein bisschen Drogenliteratur steht hier noch und erinnert an unsere Anfangsjahre. Doch ansonsten findest du alle Themen, die für Frankreich unbequem sind: Atomkraft, illegale Migranten – die sogenannten *sans papiers* – oder die Macht des Polizeiapparats. Kurzum, die Bücher handeln vom Verschwinden der Freiheit.“

Immer wieder taucht ein Thema auf: Ruanda. „Als dort 1994 der Völkermord ausbrach, wurde mir schnell klar, dass es dabei auch um französische Politik geht. Ich fühlte mich im Stich gelassen von unseren Medien. Bis auf einige Beiträge in der *Humanité* wurde das Problem offensichtlich ausgeklammert. Wie konnte man der Öffentlichkeit Informationen über so ein gravierendes Ereignis verschleiern?“ Das ostafrikanische Land ist sein Schwerpunkt geworden. Unter dem Verlagsnamen *Lesprit frappeur* hat er zum Thema ein Dutzend Bücher und Zeitschriften herausgebracht; er engagiert sich für die strafrechtliche Verfolgung französischer Militärs und Politiker. Ihre Rolle bei der Ermordung Hunderttausender Tutsi liegt bis heute im Dunkeln.

Während Michel in Gedanken noch in Kigali ist, legt ihm ein Kunde einen Wälzer und einen Geldschein vor die Nase. *Weather Underground*? Ja, die Abhandlung sei ein Muss über diese radikale Strömung der amerikanischen Linken. Er sei nicht zufällig hier, fügt der Käufer hinzu. „In meinen Augen ist das hier einer der letzten Orte, wo ich auf interessante Ideen stoße.“ Es gebe eine Auswahl unkonventioneller Literatur, mehr als Bestseller wie Stéphane Hesses *Empört Euch*. „Viele haben den Kopf in den Sand gesteckt, weil man uns weismachen wollte, dies seien Ideen von gestern. Ich glaube aber, ihnen gehört die Zukunft.“ Sagt's, steckt das Buch in die Tasche und verschwindet.

Michel lächelt, auch wenn in diesem Lächeln Verbitterung mitschwingt: „Ich sage ja, wir verkaufen kaum noch Bücher, aber dafür tauschen wir Worte und Ideen aus. Das ist vielleicht die eigentliche Berufung dieses Ortes.“ Dass dieser überhaupt noch existiert, grenzt an ein Wunder. „Ich habe keine Ahnung, wer der Vermieter ist und warum er die Miete seit 20 Jahren nicht erhöht hat. Alle Nachbarn zahlen mindestens das Dreifache. Manchmal habe ich die leise Hoffnung, da teilt jemand meine Ideale und glaubt an das, was wir machen.“

So viel Glück haben nicht alle kleinen Buchhandlungen jener Grande Nation, die doch so viel Wert auf ihre *exception culturelle* legt. Um die Läden zu schützen, gab das französische Kulturministerium vor vier Jahren eine Untersuchung zum Buchhandel in Auftrag.

Hilfloser Appell

Darin wird vor dem Verschwinden kleiner Vertriebsstrukturen als unverzichtbares Bindeglied zwischen Autoren und Publikum gewarnt. Bereits ein Drittel von ihnen schreibt rote Zahlen. Durch den schnellen Rhythmus der Literaturproduktion, durch Einzelhandelsriesen und den digitalen Büchermarkt ist ihre Existenz seit Jahren bedroht. Das Centre National du Livre hat mit einem Hilfsprogramm reagiert, will kleine Betriebe finanziell fördern und hat das „Label unabhängiger Buchläden“ ins Leben gerufen. Die Leser sollen damit zurück in die Librairie um die Ecke geholt werden.

Doch kann ein staatlich verordnetes Hilfsprogramm etwas gegen die auf Rekordniveau gestiegenen Mietpreise und den Online-Buchhandel ausrichten? Die Gewerkschaft des Buchhandels appelliert hilflos an die Betroffenen, selbst aktiv zu werden. Sie sollten einerseits das Internet nutzen, um ihre Kunden mit einem Bestell-Abholservice an sich zu binden. Außerdem wird empfohlen, neben dem klassischen Sortiment auch kommerzielle und kulturelle „Anreize“ für die Kunden zu schaffen.

Vielleicht werden es doch die Vaporizer richten? Lady Long Solo wird auch in Zukunft den Gemütszustand Frankreichs reflektieren, glaubt Michel. Ein Spiegel sein, für das, was in Frankreich unbequem ist. Aktuell gehören dazu die „Indignés de la Bastille“. Als Spaniens Jugend im Frühjahr die Puerta del Sol besetzte, mobilisierten sich die „Empörten der Bastille“ und schlossen schnell Bekanntheit mit Michel. Noch vergangene Woche ließ er sie auf dem Fußboden schlafen, Transparente unterstellen, Versammlungen abhalten. „Fühlt euch wie zu Hause, hab ich gesagt und ihnen die Ladenschlüssel gegeben.“ Lady Long Solo hatte geöffnet.

Lady Long Solo – La Librairie
Rue Keller 38, 75011 Paris, ladylongsolo.com

Romy Straßenburg gewann für das Projekt *gen80.eu* den deutsch-französischen Journalistenpreis 2008. Die Berliner Autorin lebt in Paris

Auf Leben und Tod

Wirklichkeitseinfluss Eine wissenschaftliche Detektivgeschichte deckt auf, wie der Sklavenaufstand von Haiti Hegels Philosophie prägte

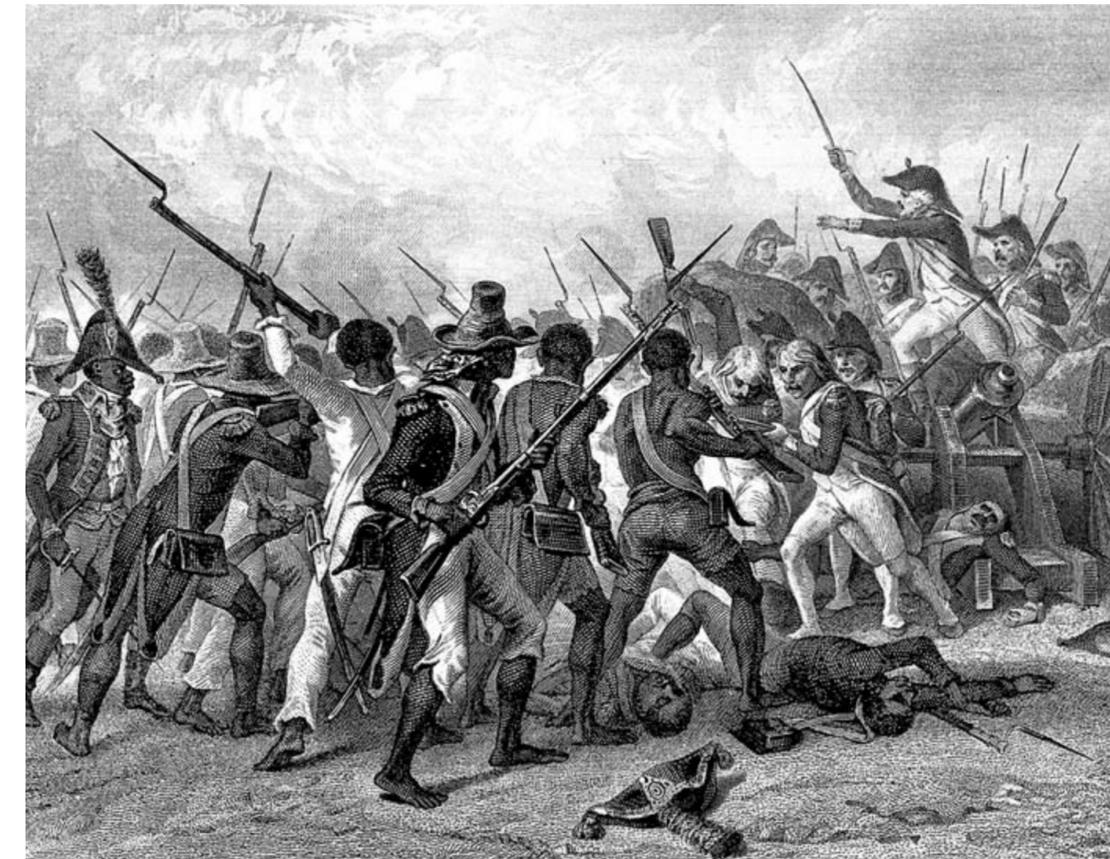
■ Florian Schmid

Auf den ersten Blick gibt es eigentlich nichts, was den Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel mit der Karibikinsel Haiti verbinden könnte. Und doch lautet der Titel eines Essays, der bei seinem Erscheinen in den USA für beträchtliches Aufsehen sorgte: *Hegel und Haiti*. Geschrieben hat ihn die US-Autorin Susan Buck-Morss, und die Kernthese des jetzt auch auf Deutsch erschienenen Buches lautet: Hegels Dialektik von Herr und Knecht, einer der zentralen Punkte in seiner Philosophie und in der *Phänomenologie des Geistes*, ist vor allem unter dem Eindruck des Sklavenaufstandes auf Haiti 1791 entstanden.

Das ist nicht irgendeine neue Erkenntnis im wissenschaftlichen Elfenbeinturm der Hegelforschung, sondern legt eine andere Bewertung des Komplexes von Kolonialismus und Sklaverei nahe – und eröffnet außerdem ein neues Verständnis der Universalgeschichte, in dem Haiti nicht mehr nur Opfer ist, sondern historischer Protagonist wird. In ihrem übersichtlichen und flott geschriebenen Text schlüsselt Susan Buck-Morss, Professorin für politische Philosophie an der Cornell Universität, diese These mit detektivischer Raffinesse auf.

Zucker und Revolution

Als in der französischen Revolution 1789 in Paris mit Losungen wie „Lieber tot als Sklave!“ das Ancien Régime beseitigt wird, ist die Kolonie Saint Domingue mit fast einer halben Million afrikanischer Sklaven der weltweit größte Zuckerproduzent und damit eine der wirtschaftlichen Stützen des Mutterlandes Frankreich. Diese frühe Industrialisierung von Plantagenwirtschaft und Zuckerverarbeitung erlebt ihren großen Wachstumsschub im 18. Jahrhundert, die Zahl der Sklaven stieg um 1.000 Prozent. Während die Menschen in Frankreich 1789 zu „Bürgern“ werden, bleiben die Sklaven so unfrei wie zuvor. Zwei Jahre später kommt es zu einem Aufstand der Sklaven, den sogenannten schwarzen Jakobinern, den das revolutionäre Frankreich niederzuschlagen versucht – vergeblich. Symptomatisch



Der Sklavenaufstand auf Haiti in einem Stich von Raffet

steht hier eine Anekdote, nach der sich französische Soldaten den Aufständischen nähern und verblüfft feststellen, dass ihre angeblichen Feinde – ebenso wie sie selbst – die Marseillaise singen. 1805 kommt es schließlich zur Gründung der Republik Haiti, laut deren Verfassung jeder Mensch gleich ist und die somit weitaus radikaler ist als die revolutionäre Konstitution des Mutterlandes.

Susan Buck-Morss bettet diese historischen Ereignisse in eine Übersicht der philosophischen Ideengeschichte ein. Denn die Sklaverei spielt als Symbol in der französischen Revolution ebenso wie für

die Theoretiker der Aufklärung, etwa bei Rousseau oder Locke, eine zentrale Rolle. Sklaverei ist für die kritischen Vordenker der damaligen Zeit als Metapher allgegenwärtig, nur dort, wo es sie wirklich gibt, stört sie niemanden. So schreibt Locke zwar über die „Ketten der Menschheit“ und nennt die Sklaverei – gemeint ist die metaphorische des weißen Mannes – einen „verächtlichen, erbärmlichen Zustand“, die tatsächliche Versklavung schwarzer Menschen findet er aber vertretbar. Rousseau schweigt zu dem Thema und steht damit exemplarisch für die weitverbreitete Grundhaltung der damali-

gen Zeit, die tatsächliche Sklaverei schlicht zu ignorieren. Gleichzeitig bildet sich im Zuge der Abolitionisten-Bewegung politisch und journalistisch wohl ein Diskurs dazu. Hegel erfährt von den Vorgängen auf Haiti aus der Zeitung. Er ist Leser der *Minerva*, eines monatlich erscheinenden Journals, das recht detailliert über die Vorgänge auf der Insel berichtet. In einer Auflage von 3.000 Exemplaren im Jahr 1798 und mit der doppelten Menge zehn Jahre später erfreut sich das Blatt bei einigen berühmten Zeitgenossen wie Goethe, Schiller, König Friedrich Wilhelm III. und General Lafayette größter Beliebtheit.

Laut Buck-Morss „erhaschte (Hegel) einige Blicke aus einer globalen Perspektive und betrachtete den Aufstand (...) als Manifestation der universellen Freiheit, in deren Verwirklichung er das eigentliche Strukturprinzip und Ziel der Geschichte sah.“ Hegel definierte das Verhältnis von Knecht und Herr als einen Kampf auf Leben und Tod, wodurch sich seine Sichtweise vom philosophischen Verständnis eines Hobbes' und Rousseaus deutlich unterschied. Beide stellten den versklavten Menschen einem Naturzustand gegenüber, während Hegel dieses Verhältnis als Teil eines historischen Prozesses sah.

Eine gewisse Blindheit

Gleichzeitig machte Hegel darin ein Abhängigkeitsverhältnis aus, das durch einen „qualitativen Sprung“ im Bewusstsein des Knechts eine radikale Veränderung erleben kann. Ob damit die Revolution gemeint ist, darüber wurde in der Hegelrezeption lange gestritten. Sollte der haitianische Aufstand Hegel inspiriert haben, erscheint diese Frage noch einmal in einem ganz anderen Licht. Dann gäbe es eine engere Verbindung zwischen Theorie und Praxis als gemeinhin angenommen. Genau dies betont Susan Buck-Morss. Für sie liegt der Unterschied in Hegels Wahrnehmung gegenüber Locke oder Rousseau darin, dass sich die politische Realität in sein Werk eingeschrieben hat.

Sie geht in ihrem Essay außerdem auf die marxistische Hegelrezeption ein, in der Sklaverei ebenfalls nur als Symbol, nämlich des Klassenkampfes, interpretiert wird. Der bisherigen Hegelforschung bescheinigt sie eine gewisse Blindheit, ebenso wie Hegels Zeitgenossen, von denen viele die Ereignisse auf Haiti einfach ignorierten. Für Hegel dagegen, so Buck-Morss, ist Haiti eine „historische Wirklichkeit, die ihn wie unsichtbare Tinte“ umgibt. Diese Tinte wird nun endlich sichtbar.

Hegel und Haiti Susan Buck-Morss
Edition Suhrkamp, 240 S., 16 €

Florian Schmid schrieb im Freitag zuletzt über die Jugendkrawalle der achtziger Jahre

Iona Orleanu Der Nobelpreiswärter Mircea Cărtărescu glaubt an die Heimsuchung durch Außerirdische

Über den Rand der Literatur

Wem Verschwörungstheorien zum 11. September gefallen, der stößt in Mircea Cărtărescus *ZEN*, seinem gerade auf Rumänisch erschienenen dritten Tagebuchband, auf fantastische Details: ein „riesiges dreidimensionales Hologramm“, einen „Vogel-Flugzeug-Cherub“, „leuchtende Kugeln“ um die brennenden Türme. Der bekannteste Vertreter der rumänischen Postmoderne und Nobelpreiswärter, weltweit für seine schöpferische Fantasie gefeiert, entpuppt sich hier als Anhänger von Entführungen durch Außerirdische und von außerkörperlichen Erfahrungen. Die *Bibel* als „Saga der großen Kontaktaufnahme“, Heimsuchungen durch „Besucher“, ja exklusives Wissen um des Menschen und des Universums Schicksal: Cărtărescu könnte bald die Schriftstellerei gegen die Prophezie tauschen.

Noch aber dominiert die Nabelschau. Akribisch vermerkt er Ängste, Depressionen, vermeintliche körperliche Gebrechen, Träume, Selbstzweifel. Er hält paranoide Anwandlungen fest (so vermutet er im Brief eines Unbekannten Anthrax und schaltet die Polizei ein), Sinnes-täuschungen im Wachzustand



Hat auch über die Postmoderne promoviert: Mircea Cărtărescu

und hypnagogische Zustände. Da ist keine Ich-Überwindung, im Gegenteil: Angst vor dem Altern veranlasst den Meister, sich graue Haare auszureißen, unbezwingbarer Ehrgeiz, zu befürchten, womöglich nicht mehr als Literaten-Alpha-Tier zu gelten, Eitelkeit, das „Edelstahlgeländer“ in seiner neubezogenen Villa zu erwähnen.

Dabei befand sich Cărtărescu offenbar lange in einer Schreibblockade, die er nur ein Mal durchbrach, als er 2006/2007 auf Schloss Solitude in Stuttgart mal „in Trance“, mal „ohne Inspiration“ *Die Wissenden*, den ersten Teil seiner gefeierten Roman-Trilogie, verfasste.

„Ich bin nicht mehr in der Literatur.“ Dieser oft wiederholte Satz im Tagebuch bezieht sich nur vordergründig auf den Literaturbetrieb. Die „Literatur“, das ist für Cărtărescu ein Gnadenzustand, eine andere, wundersame Realität, die sich vor allem in Träumen offenbart. Ständig jagt er ihnen deshalb hinterher. Dabei ist die Grenze zur Vision durchlässig, wenn ihm ganze Landstriche erscheinen, an deren Wirklichkeit er nicht zweifeln will.

Nun, diese früher sprudelnde Quelle tröpfelt jetzt nur noch. Cărtărescu hat eine sehr interessante Erklärung dafür. Obwohl sein einzig mögliches Thema freilich „jetzt und ewig

ich selbst“ ist und er seine Bücher für die „Brocken“ seines Lebens hält, empfindet er sich beim Schreiben als „Medium“ einer fremden Macht, die durch ihn agiert. Er schreibt sozusagen „nach Diktat“. Diese Macht, die auch seine Träume generiert, „liebt jetzt einen anderen“. Deshalb strömen die Visionen nicht mehr so mühe-los aus ihm heraus, deshalb kann er nicht mehr nach Herzenslust fabulieren.

Nun ist Cărtărescu nicht der erste Schriftsteller, der sich mit den Mysterien der Kreativität und der brüchigen Urheber-schaft, der prekären Autorenschaft, seiner Texte quält. Selbst ein Gottfried Benn spricht von präformierten Bildern und Inhalten, und die Frage: *Was ist ein Autor?* gehört seit Michel Foucault zum schweren Gepäck des postmodernen Dichters. Geklärt ist sie nicht. Ebenso bleibt offen, wie das Urheberrecht in Fällen greift, in denen der wahre Autor eines Werkes vermutlich ein Außerirdischer ist.

Iona Orleanu lebt in Bukarest und beobachtet für den Freitag Rumäniens Kulturlandschaft

ANZEIGE

Das Tanz-Buch des Jahres

Karriere machen mit **tanz**

Dazu, wie immer, alles über die besten Choreografen, Produktionen und Tänzer der Saison

Jetzt
kostenlos lesen:
www.kultiversum.de/tanz-Jahrbuch

kopf hoch
karrieren im tanz
das jahrbuch 2011

Bestellen Sie zwei aktuelle Ausgaben zum Preis von je 9,50 € und Sie erhalten das Jahrbuch im Wert von 19,80 € gratis dazu.



Diagnose: Mensch

Pik Öl: Über die „Besonnenheit“ nach dem Desaster

Katastrophen sind flüchtig. Sie können zwar enorme Kräfte freisetzen, die Welt nachhaltig verändern, auch im Positiven – sofern man aus ihnen lernt. Das muss dann aber ziemlich schnell passieren, sonst bleibt nur eine erkenntnisfreie Statistik der Zerstörung. Nachgerade beispielhaft zeigt das der nun erschienene Abschlussbericht der Oil Spill Commission zur größten Ölkatastrophe in der Geschichte.

Die ist nicht mal lange her: Erst knapp 17 Monate sind vergangen, seit im Golf von Mexiko eine Bohrinsel havarierte. Und als die Deepwater Horizon am 20. April 2010 in Flammen aufging, flog 1,5 Kilometer unter ihr, am Boden des Ozeans, auch der Stöpsel aus dem zugehörigen Bohrloch. Mehrere stümperhafte Versuche scheiterten, das Leck am Meeresgrund zu stopfen. Über einen Zeitraum von fast drei Monaten strömten rund 5 Millionen Barrel (gut 800 Millionen Liter) Rohöl ungehindert aus dem 5 Meilen tief liegenden Macondo-Feld in den Golf. Das Öl verschmierte mehr als 1.000 Kilometer Küste in Louisiana, Mississippi, Alabama und Florida, floss in die sensiblen Feuchtgebiete des Mississippi-Deltas, sank in riesigen Schwaden hinab ins Meer, bedeckte weite Teile des Wassers. Von den zahllosen Tieren, die durch das Öl starben oder krank wurden, konnte man mehr als 8.000 Vögel, 1.114 Wasserschilddrüsen und mehrere Dutzend Delfine bergen, die überlebenswichtige Mikroflora von Ozean und Wetlands nahm schweren, vermutlich irreversiblen Schaden. Fischerei und Tourismus der Region kollabierten, Zigtausende Menschen verloren ihre Arbeit und Existenz. Seelische Erkrankungen und durch die Ölpest verursachte körperliche Leiden nahmen sprunghaft zu.

Lange bevor die Katastrophe diese – im Bericht weit detaillierter ausgemalten – Konsequenzen entfaltet hatte, begannen die Menschen, über ihre Abhängigkeit vom Öl nachzudenken. Und über die Risiken, die nun offenbar wurden (siehe *der Freitag* Nr.23/2010). Umweltexperten warnten, in Tiefen, deren physikalische Bedingungen niemand kennt, weiterzubohren. Auch die Politik deutete Verantwortung an: Es gab ein Moratorium für Tiefseebohrungen und viele Untersuchungen. Man wollte BP und die beteiligten Unternehmen Halliburton und Transocean nicht davonkommen lassen. Es sah lange so aus, also ob dies gelingen könnte.

Doch nicht erst mit dem Erscheinen des Berichts stellte sich die Frage, ob dabei jemals auch nur ernsthaft erwogen worden ist, das Ende der (absehbar endlichen) Erdöl-Ära nach diesem Desaster endlich einzuleiten. Es gelang, das Leck zu schließen. Es floss viel Geld. Das Moratorium wurde aufgehoben, die Erschließung von Ölfeldern in der Tiefsee geht weiter. Vor zwei Wochen gab BP bekannt, dass man unter dem Golf von Mexiko ein weiteres Reservoir entdeckt habe. Es ist nur eines von mehr als 1.000 laufenden *offshore field development projects* des Ölriesen und nur eines von mehreren in extremer Tiefe liegenden Ölfeldern in einem bestimmten Areal des Golfs, die von BP erschlossen werden. Tiber, Mad Dog und Kaskida gemein ist ihre als „gigantisch“ bezeichnete Größe, jedes der Felder soll mehrere Milliarden Barrel eines besonders hochwertigen Rohöls bergen. So entschlossen sich die US-Administration seit 17 Monaten der Schuldfragen im Fall Deepwater Horizon gewidmet hat und BP verantwortlich macht, so entschlossen zeigen sich die Beteiligten nun, die Ermittlungsergebnisse zugunsten der Ölwirtschaft zu deuten. Der Vorsitzende der Untersuchungskommission, William K. Reilly, kommt deshalb nicht bloß zu dem absurden Schluss, dass das Bohren in der Tiefsee sicher sei. Nein: „Besonnenheit heißt, nicht auf diese essenziellen Ressourcen zu verzichten“.

Kathrin Zinkant



Unter den vollsynthetischen Plastikwaren ist die unverwüstliche Tüte der König. Aber ist ihre verwüstliche Bio-Schwester viel besser?

Gummi für die Würmer

Ökologie Kunststoffe aus Öl kosten Energie und müllen den Planeten zu. Erlaubt modernes Bio-Plastik ein sorgloseres Wegwerfen?

■ Inge Wenzl

Formbar, wasserfest, leicht und vor allem haltbar: Das ist Plastik. Seine Anwendungsmöglichkeiten erscheinen unbegrenzt, sein Nutzen unschätzbar. Tatsächlich aber hat sich der Segen dieses vom Menschen geschaffenen Materials längst als Fluch erwiesen: Seine Langlebigkeit zeitigt gigantische Müllberge, die besonders eindrucksvoll die Ozeane verschmutzen. Im Nordpazifik etwa, zwischen Hawaii und dem amerikanischen Festland, treibt ein Abfallteppich von der Größe Mitteleuropas. Zahllose Seevögel, die ihre Mägen mit Plastikteilchen statt Nahrung füllen, gehen zugrunde. Und: Die Herstellung von Kunststoff verbraucht Erdöl. Je knapper die Ölreserven werden, desto teurer wird der Rohstoff – und damit auch das Plastik.

Doch ein schlichter Verzicht auf den problematischen Wunderstoff erscheint fast unmöglich: Das Zeug ist überall. Allein im Lebensmittelbereich haben Plastikschalen und -folien zentrale Bedeutung, auch ökologisch erzeugte Ware kommt meist nicht ohne Kunststoff aus. Ganz abgesehen von all den Autoteilen, Computerkomponenten, Büroartikeln, Hightech-Produkten, Alltagsgegenständen. Wo ist der Ausweg?

Industrie und Wissenschaft sehen eine Alternative – in sogenannten Biokunststoffen. Wie Biosprit gewinnt man sie ganz oder teilweise aus nachwachsenden Rohstoffen wie Mais- oder Kartoffelstärke, oder man synthetisiert sie als biologisch abbaubar. Oder beides. Das Interesse an diesen Materialien hat in den letzten Jahren deutlich zugenommen: Forscher beschäftigen sich mit Synthese und Eigenschaften, halten Konferenzen ab, erstellen Studien.

Kunststoffe aus pflanzlichen Rohstoffen sind dabei natürlich nicht neu. Mitte des 19. Jahrhunderts erfand man das Zelluloid, ein Plastik aus Zellulosenitrat und Kampfer, aus dem sich mittels Spritzgusstechnik in Massenfertigung Imitate wertvoller Naturprodukte wie Elfenbein, Bernstein oder Perlmutter fertigen ließen. Insbesondere in der Fotografie und Filmtechnik wurde Zelluloid genutzt. Mit der Erfindung petrochemischer Kunststoffe verlor der Biostoff jedoch schnell an Bedeutung, da die neuen Materialien sich als haltbarer erwiesen und sich (im Gegensatz zu Zelluloid) nicht so leicht selbst entzündeten.

Moderne Biokunststoffe sind – ähnlich wie konventionelle Polymere – vielfältig. In Europa leiten sich die meisten der abbaubaren Materialien aus Thermoplastischer Stärke (TPS) ab, einem kurzlebigen, kompostierbaren Material, aus dem Pflanzfolien, Müllbeutel oder Füllstoffe fabriziert werden. Doch auch die langlebigeren Polylactide (PLA) gewinnen zunehmend an Bedeutung. Für sie werden Glukose, Mais- oder Weizenstärke zu Milchsäure vergoren, welche sich dann mithilfe von Wärme und einem Katalysator zu langkettigen PLA polymerisieren lässt.

Bislang findet man Polylactide vor allem in medizinischen Produkten und in der Innenausstattung von Autos, wo sie die herkömmlichen Kunststoffe immer häufiger ersetzen. Auch Verpackungen und Textilien können aus PLA hergestellt werden, teilweise gibt es sie schon zu kaufen, denn sie haben auch durchaus Vorteile gegenüber herkömmlichen Kunststoffen: In der Medizin ersparen sie Patienten die operative Entfernung von Schrauben oder Implantaten, da ihre Abbaugeschwindigkeit im Körper dem Heilungsverlauf entspricht. Im Catering kann das Geschirr gleich mit den Speiseresten entsorgt werden und PLA-Verpackungsfolien für Obst und Gemüse lassen Wasserdampf hindurch und beugen so Schimmel vor.

Nahrung oder Plastik?

Wachsende Nachfrage erfreuen sich auch Polyethylenterephthalate (PET) und Polyethylene (PE) auf Zuckerrohrbasis. Sie haben den großen Vorteil, dass die Industrie zur Verarbeitung dieselben Maschinen und Verfahren verwenden kann wie für petrochemische Stoffe. Damit sind die Produkte nur wenig teurer als die vollsynthetischen Vorbilder. Doch in vielen anderen Fällen verhindern die Herstellungskosten eben doch einen endgültigen Durchbruch der Biokunststoffe. Laut Hans-Josef Endres, Leiter des Biopolymer-Instituts an der Fachhochschule Hannover, sind Produkte aus Bioplastik heute etwa doppelt so teuer wie herkömmliche Plastikzeugnisse. Erst der steigende Ölpreis beginnt die Kluft zu schließen, zugleich sinken die Kosten für Biokunststoffe mit zunehmendem Kenntnisstand und größeren Produktionsmengen – wie sich schon heute bei den Polylactiden zeigt. Die Verbreitung der Biokunststoffe läuft insgesamt aber eher langsam an: Rund 250 Millionen Tonnen Kunststoff

Plastiktüten verschwenden auch dann Ressourcen, wenn sie bio sind

werden weltweit jährlich produziert, gerade mal eine davon ist bio. Im Jahre 2015 sollen es nach Angabe des Hersteller-Verbands European Bioplastics e.V. rund zwei Millionen Tonnen sein. Dabei wächst der Markt in Südamerika am stärksten.

Endres ist davon überzeugt, dass auch Deutschland in der aufstrebenden Branche eine wichtige Rolle spielen wird, zwar nicht quantitativ, dazu sind die Agrarflächen zu klein, aber qualitativ: „Wir haben sehr viele Chemiefirmen, die sich nun mit Biokunststoffen auseinandersetzen und solche mit besonderen Eigenschaften herstellen“, sagt er. Der Erfahrungsschatz in der traditionellen Kunststoffproduktion kommt ihnen zugute, denn immerhin sind fast 10 Prozent allen Plastiks weltweit made in Germany. Auch Endres und seine Mitarbeiter versuchen bestimmte Anwendungen weiterzuentwickeln: „Wir forschen daran, wie wir die Langzeitstabilität der Biokunststoffe für ihre Außenverwendung erhöhen oder sie einfärben können“. Auch Recycling, Verbrennung und Umwandlung der Biokunststoffe in Biogas sind wichtige Forschungsthemen.

Aber es gibt auch Probleme. Nicht zuletzt erinnert der nötige Anbau von Pflanzen für Biokunststoffe an die Debatte um Biosprit: „Die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen auf unserem Globus nehmen ab, die Hungerkatastrophen zu. Damit steigt der Druck auf die nutzbaren Flächen“, sagt Severin Beucker vom Berliner Borderstep Institut für Innovation und Nachhaltigkeit. So stellt sich immer öfter die Frage, wofür Agrarflächen genutzt werden: für Nahrungsmittel, Energiepflanzen – oder Rohstoffe für Biopolymere? Wie beim Biosprit der zweiten Generation taugen für Bioplastik aber auch landwirtschaftliche Abfälle wie Stroh oder Grünschnitt, derzeit wird erforscht, wie sich diese Ausgangsstoffe am besten nutzen lassen. Nötig ist darüber hinaus auch Entsorgungskonzept für Biokunststoffe –

und Aufklärung: Viele Verbraucher wissen etwa nicht, was „biologisch abbaubar“ tatsächlich bedeutet. Der Begriff meint nicht, dass ein Müllbeutel sich auf dem Komposthaufen mir nichts, dir nichts in Humus verwandelt. Vielmehr zersetzt sich das Material nur unter den spezifischen Bedingungen industrieller Kompostierungsanlagen zügig. Andere Biokunststoffe verrotten überhaupt nur langsam. „Das ist von Hersteller und Verbraucher auch so gewünscht“, erklärt Beucker. „Terrassenbohlen aus Wood Plastic Composite (einem Gemisch aus Holz und Biokunststoffen) etwa sollen sich ja nicht schnell abbauen.“

Ressourcenverschwendung

Beständige Biopolymere wie das Bio-PET oder Bio-PE könnten recycelt, aber auch verbrannt werden. In letzterem Fall ließen sie sich sogar noch energetisch nutzen. Im Gegensatz zu den Erdöl-basierten Produkten setze Bioplastik nur so viel CO₂ frei, wie die verwendeten Pflanzen vorher aus der Atmosphäre aufgenommen haben.

Dennoch wird auch scharfe Kritik geübt: Der Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND) mahnt, dass die vermeintlichen Bioprodukte meist weder kompostiert noch recycelt werden könnten und zumeist ohnehin im Restmüll landeten. „Dem Verbraucher wird vorgegaukelt, er tue, indem er biologisch abbaubare Plastiktüten verwende, der Umwelt etwas Gutes“, moniert BUND-Referent Heribert Wefers. Ein Wegwerfprodukt wie eine Plastiktüte verschwende aber auch dann Ressourcen, wenn es aus nachwachsenden Rohstoffen hergestellt werde.

Mit der Zunahme von Biokunststoffen im Handel wird die Frage nach ihrer Entsorgung immer drängender. Gleichzeitig steigt die Bereitschaft der Politik und Entscheidungsbetriebe, Konzepte dazu zu erarbeiten. Angesichts der begrenzten Flächen und des nicht unbeträchtlichen Energieverbrauchs für die Biokunststoff-Herstellung ist die bloße Substitution petrochemischer Kunststoffe keine nachhaltige Alternative. In Kombination mit einem guten Recycling, weniger Verpackungen und langlebigeren Produkten könnten sie jedoch einen wertvollen Beitrag für ein ökologischeres Wirtschaften leisten.

Inge Wenzl schrieb im *Freitag* zuletzt über die Ökologie der Fledermaus

Wertschätzung der Erzieherinnen

Christian Füller
Operation geglückt, Eltern abgelenkt
Die Kultusminister reden gern über frühkindliche Bildung und schrecken dann doch davor zurück
der Freitag 37 vom 15. September 2011

Grundsätzlich muss für eine Reform ein Punkt klar sein: Erst Chancengleichheit, dann Bildung. Und nicht umgekehrt. Sonst ist jedes Kind besser aufgehoben bei einer Oma, die gute Geschichten vorliest, Zeit und Liebe übrig und vielleicht einen kleinen Garten hat. Es wird einfach vergessen, Bildung – gerade bei Vorschulkindern – ganzheitlich, als Erfahrung, als haptische Sinneswahrnehmung zu vermitteln. Und die frühe Bindung zu den Eltern ist wichtig für ein stabiles Gemüt. Was nämlich gern vergessen wird, wenn man sich beispielsweise an DDR-Bildungsplänen orientiert, wie es heute oft geschieht: Die Mütter waren nicht glücklich, ihre Kinder so früh irgendwo unterbringen zu müssen.
Trixi Ritter, via Facebook

Frühkindliche Bildung hängt auch davon ab, welche Wertschätzung und Bezahlung wir den Erzieherinnen entgegenbringen. Bevor wir alle Kinder nach Hause zurückbeordern und den Müttern damit die Chance auf Beteiligung am Arbeitsleben nehmen, denn die Zahl der Alleinerziehenden steigt. Es gibt viele Länder, in denen diese fast gleichgesetzt werden mit Uni-Dozenten – in beiden erwähnten Bereichen.
Re Set, via Facebook

Je früher, um so besser

Felix Berth
Geld oder Leben
Wer weniger Kriminelle und Arbeitslose will, muss vor allem Kindern aus Problembezirken gute Kitas bieten
der Freitag 37 vom 15. September 2011

Ja, ein „Bildungs- und Erziehungsplan 0 bis 10“ (zum Beispiel konzeptionell vorzeigbar in Hessen) muss her; je früher gezielte Förderung der Kinder erfolgt, insbesondere aus schwierigen kulturellen Milieus, um so besser. Auf dem Papier ist das alles längst erkannt, es hapert wie immer in der Ausgestaltung der gelingenden sozialen Praxis (Finanzen, Personal, vielfältige Kompetenzen und Engagement).
Bildungswirt, Freitag-Community

Selbstironischer Spott

Michael Angele
Wie ich die Finanzkrise bewältigte
Was tun, wenn einen die Umstände zwingen, sich zu Dingen zu äußern, von denen man wenig Ahnung hat?
der Freitag 37 vom 15. September 2011

Das kommt davon, wenn man Redakteur einer Zeitung ist, die sich keinen Fachredakteur für Wirtschaft leistet. Aber vielleicht war der Freitag mit dieser Entscheidung seiner Zeit voraus, denn Ökonomen haben in der Krise die Deutungshoheit über die Ökonomie verloren. Die Kollegen von anderen Zeitungen kommentieren

Der einzige Ort, an dem Geheimnisse gut aufbewahrt sind, sind Bankschließfächer, vorzüglich die in der Schweiz

auch nicht ahnungsloser als die Mandarine von gestern. Dass Sie in deren Chor nicht einstimmen und die Omnikompetenz des Feuilletons zum Gegenstand Ihres (selbst-)ironischen, sanften Spottes machen, spricht für Sie. Schöner Artikel. Danke.
koslowski, Freitag-Community

Es geht doch nichts über eine kritische, heiter-ironische Selbstbetrachtung!
Calvani, Freitag-Community

Der wissenschaftliche Schlüssel fehlt

Kathrin Zinkant
Psycho-Ei und Seelen-Henne
Zwei von fünf Europäern ticken nicht ganz richtig im Kopf, sagt die Forschung
der Freitag 37 vom 15. September 2011

Auch in der Forschung wiederholen sich Ereignisse. Regelmäßig führen Felduntersuchungen zu relativ vielen Neuerkrankungen und einer Krankheitshäufigkeit für psychische Störungen, die dann die Öffentlichkeit immer wieder überraschen.

Was Antidepressiva angeht, so erweisen sich derzeit die SSRI, einst so gefeiert als nebenwirkungsarme Substanzen, als deutlich weniger wirksam. Aber bei schweren Depressionen sind viele

alternative Stoffgruppen hochwirksam. Es fehlt der wissenschaftliche Schlüssel, im Voraus zu wissen, welche Substanz, bei wem, sofort wirkt. Auch wenn es mittlerweile viel empirische Erfahrung und sogar ein paar Kausalmodelle gibt, ist man aufs Ausprobieren angewiesen. Tatsächlich gibt es aber viele Menschen, sogar solche mit Fachverstand und Wissen, die ihre Depression nicht behandeln lassen. Scham und überzogene Selbstkritik, auch die drohende Ausgrenzung beruflich und sozial, hindern sie daran. Gerade schwere Depressionen werden in unserem Gesundheitssystem eher zu spät erkannt und adäquat behandelt, auch weil das relativ teuer ist und Pillen allein auf Dauer erfolglos bleiben.
Columbus, Freitag-Community

Oder tote Briefkästen

Jakob Augstein
Kraft der Kontrolle
Wenn die Sicherheit der Leaking-Plattformen allein von der Willkür ihrer Macher abhängt, schwindet das Vertrauen
der Freitag 37 vom 15. September 2011

Sind die Begriffe „Whistle“ und „Kontrolle“ nicht ein Widerspruch in sich? Steht man dabei nicht

automatisch vor ähnlichen Dilemmata wie bei der Kontrolle der „Geheim“-Dienste?
ChristianBerlin, Freitag-Community

Der einzige Ort, an dem Geheimnisse bisher wirklich gut aufbewahrt sind, sind Bankschließfächer, vorzüglich die, die in der Schweiz, Monaco, Österreich und Luxemburg gelegen sind. Zur Not gehen tote Briefkästen, zu erlernen bei diversen Geheimdiensten. Deren aller gemeinsamer Nenner: Hohe Professionalität und der unbedingte Wille zur Impermeabilität. Damit jongliert der Artikel. Dass es eine systematische, gar eine systemische Alternative gäbe, den Beweis ist das Netz bis heute schuldig geblieben. Es sei denn, man betrachtet den eigenen PC als solches Schließfach.
edzmmurrow, Freitag-Community

Nun ist es raus

Steffen Kraft
Steuermann unter Deck
Domscheit-Berg lenkt sein Whistleblower-Projekt Openleaks durch schwere Wasser – mit unorthodoxen Methoden
der Freitag 37 vom 15. September 2011

Nun ist es raus: Distanz auf kleinen Schritten. Hat zwar etwas gedauert, aber immerhin ...
Rosa Sconto, Freitag-Community

Erst schreibt der eine ein Buch über den anderen, dann basht der andere den einen. Die Sache hat sich erledigt.
goedzak, Freitag-Community

Domscheit-Berg verhält sich nach einem Muster, gemäß dem er schon oft gehandelt hat: Türmen sich Hindernisse vor ihm auf, macht er sich rar, zieht sich aus der Öffentlichkeit zurück und hofft, dass sich alles mit der Zeit lösen oder zumindest erklären wird.
lisi stein, Freitag-Community

Die Gästeliste bestimmt alles

Jörn Kabisch
Wie viele Gäste sollte man einladen?
Ein gutes Essen besteht aus mehr als Zutaten
der Freitag 37 vom 15. September 2011

Als nicht ganz ungeschickte Gastgeberin weiß ich, dass nicht die Zahl der Gäste, sondern die berühmte Gästeliste alles bestimmt; die Auswahl des Menüs und der Getränke; die Frage der Platzierung: reißt man Paare auseinander, mit welcher Entfernung hält man Querulanten auf Distanz? Wählt man angesichts der Gäste nicht besser ein Buffet, da kann man sich anstandshalber aus dem Wege gehen, ohne dass die Gastgeber die Chance verbauen, dass

sich die Richtigen finden und so weiter und so fort.

Last but not least die Tischkultur! Der gedeckte Tisch hat seine ganz eigene Faszination. Dabei ist er doch eine recht junge Errungenschaft. Zwar versammeln sich Menschen seit Entdeckung des Feuers zum gemeinsamen Mahl, doch vom gemeinsamen Essen zum gemeinsamen Tafeln war es ein langer, beschwerlicher Weg: Richtige Esstische gibt es erst seit der Renaissance, Silberbesteck wurde – zunächst nur vom Adel – erst seit dem 17. Jahrhundert benutzt; und zartes Porzellan, das die Chinesen seit tausend Jahren herstellen, entdeckten die Europäer erst 1708.
Helena Neumann, Freitag-Community

Die „richtige“ Zahl der Gäste hängt für mich immer von dem entsprechenden Anlass ab. Wer zum Freundeskreis gehört, darf auch an meinem Esstisch Platz nehmen, ohne vorher abgezählt zu werden. Egal, welche Mühen sich der Koch oder die Köchin für die Zubereitung des Essens macht, egal wie aufwändig der Tisch dekoriert wird, am wichtigsten bleibt doch, dass man seine Gäste gern um sich versammelt und kulinarisch verwöhnen möchte. Mit ausreichendem Humor und einer Portion Lockerbleiben des Gastgebers sollte einer genüsslichen und nach der Mahlzeit gesättigten Tischrunde nichts im Wege stehen. Anders verhält es sich bei eher offiziellen Anlässen.
Katharina N., Freitag-Community

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

Impressum

Verleger Jakob Augstein
Herausgeber Daniela Dahn, György Dalos, Frithjof Schmidt, Friedrich Schorlemmer
Chefredakteur Philip Grassmann
Stellvertretender Chefredakteur Jörn Kabisch
CvD Michael Pickardt
Art Direction Janine Sack, Andine Müller (Beratung)
Verantwortliche Redakteure Verena Schmitt-Roschmann (Politik), Michael Angele (Kultur), Susanne Lang (Alltag), Christine Käppeler (Online), Jan J. Kosok (Community)
Redaktion Ulrike Baureithel, Matthias Dell, Maike Hank, Lutz Herden, Michael Jäger, Steffen Kraft, Maxi Leinkauf, Jan Pfaff, Tom Strohschneider, Daniel Windheuser, Kathrin Zinkant
Layout Jana Schnell (stellv. AD), Max Sauerbier, Felix Velasco (Titel)
Bildredaktion Corinna Koch, Niklas Rock
Redaktionelle Übersetzer Zilla Hofman, Holger Hutt
Projektmanagement Nina Heinlein, Lisa Reuter, Anna-Lena von Salomon
Redaktionsassistent Jutta Zeise, Ulrike Bewer
Hospitant Jakob Rondthaler, Sebastian Puschner (Redaktion)
Verlag und Redaktion der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0 www.freitag.de
Geschäftsführung Jakob Augstein
Beratung Prof. Christoph Meier-Siem
Verlagsleitung Dr. Christiane Düts
Anzeigenleitung Johann Plank (johann.plank@freitag.de)
Vertrieb Nicole Knoblauch (nicole.knoblauch@freitag.de)
Marketing Franziska Linow (franziska.linow@freitag.de)
Leserbriefe leserbriefe@freitag.de
Jahresbezugspreis € 145,60
Ermäßigter Bezugspreis für Schüler, Studenten, Auszubildende, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Rentner: € 98,80 jeweils inkl. Zustellung Inland. Im Ausland zzgl. Versandkosten: € 31,20 Land- bzw. € 41,00 Luftpost
Aboverwaltung QS Quality Service GmbH
Telefon Kundenservice (040) 3007-3510
Fax Kundenservice (040) 3007 85 7044
E-Mail: service@abo.freitag.de
Service-Zeiten
Mo – Fr 8 bis 19 Uhr, Sa 10 bis 16 Uhr
Marketing/Aktionsrufnummer: 0180 5604091
(14 Ct./Min. aus dem deutschen Festnetz der Telekom. Abweichende Preise aus den Mobilnetzen)
Marketing/Aktionsfaxnummer: (040) 3007 85 7055
Der Freitag, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg
Konto für Abozahlungen: Der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG Kto.: 13505050, BLZ 10050000, Berliner Sparkasse
IT- und Redaktionstechnik HELDISCH networx GmbH
Druck BVZ Berliner Zeitungsdruck, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, www.berliner-zeitungsdruck.de
Gesetzt in TheAntiquaF von Lucas de Groot, www.lucasfonts.com
ISSN 0945-2095
Kolumnenillustrationen www.ottoillustration.com



Ritual der Woche Türkische Staatsbesuche in Deutschland S. 22
Andere Liebe In Thailand sind Geld-Ehen nichts Verwerfliches S. 24/25
Reale Ware Der Schuh aus „Zurück in die Zukunft“ ist da S. 26



Ach wie süß, ein Kastanienmännchen! Wem diese Werke zu kindisch sind, der findet vielleicht im A-Z eine andere Inspiration zum Herbst-Thema Basteln S. 28

der Freitag | Nr. 38 | 22. September 2011

Netzgeschichten

Extremismus? Eine idiotische Theorie

Linksextreme klicken besonders gern im Netz herum, viel lieber als Rechts-extreme. Jedenfalls laut Extrem-O-Mat. Auf extrem-o-mat.de kann man mit 16 Klicks selbst überprüfen, „welche extreme politische Gesinnung in Dir schlummert“. Das verspricht die Seite, die sich als Satire versteht.

Der Name erinnert an den des Wahl-O-Mats, den die Bundeszentrale für politische Bildung zu jeder größeren Wahl online stellt. Dort können Bürgerinnen und Bürger mehrere Dutzend Fragen beantworten und sehen am Ende, welche Partei ihre Positionen am besten vertreten könnte. **Fünf Minuten Zeit nehmen und eine – objektive? – Wahlempfehlung bekommen, das scheint vielen Wählern attraktiv.** So attraktiv, dass die Parteien penibel darauf achten, wie der Wahl-O-Mat funktioniert.

Und so attraktiv, dass auch der Extrem-O-Mat profitiert. Mehr als 30.000 Menschen haben den Gesinnungstest mit insgesamt 16 Fragen durchlaufen. Politische Einstellungen zu Homosexualität, Wirtschaftskrise oder zur US-Politik werden genauso abgefragt wie eine Selbsteinschätzung („zielstrebig“, „nachdenklich“ oder „charismatisch“). **Sind Männer und Frauen „zum Glück sehr unterschiedlich“ oder doch „zum Glück oft ähnlich bekloppt“?** Und dann will der Extrem-O-Mat auch noch wissen, welchen Personen man starken Einfluss auf Jugendliche zuschreibt. Zur Auswahl stehen etwa Karl Marx, Adolf Hitler, Harry Potter oder der Papst.

Am Ende werden die meisten Teilnehmer dann zu Anti-Imperialisten erklärt – laut Statistik in bisher 41 Prozent der Fälle. Auf dem zweiten Platz liegen die Anti-Deutschen (22 Prozent), Neo-Nazis (5 Prozent) und Neoliberale (2 Prozent) schneiden deutlich schlechter ab. Der Extrem-O-Mat kennt aber auch ausgefallene Kategorien: Arbeitslose, Junkies oder Hooligans.

Welchen Stempel man aufgedrückt bekommt, kann man durch die eigenen Antworten relativ sicher selbst bestimmen. Niemand wird nach verdächtigen Verhaltensweisen befragt, etwa nach konspirativen Treffen, bei denen das Handy zu Hause bleibt. Ebenso fehlt die unverblümte Frage nach der Mitgliedschaft in einer extremistischen Organisation. Auf solche Fragen kommen wohl nur Geheimdienstler und andere staatliche Überwacher, wenn sie Leute verdächtigen oder Gesinnungstests entwerfen. **Der Extrem-O-Mat will das Gegenteil: die Extremismustheorie, die alles abwertet, was nicht politischer Mainstream ist, als idiotisch zu entlarven.** Und zwar mit der schärfsten Waffe, mit Humor. Anders ist den Verfechtern dieser Ideologie schließlich nicht beizukommen. *Felix Werdermann*

» Netz Schau

Wo bleibt die Moral?

Bloggerin *Doris Brandt* hat einen Vortrag des Philosophen Richard David Precht besucht, indem er über „affektive Tötungshemmung“ redete: „Wir sehen fünf Gleisarbeiter, die vom Zug erfasst würden, wenn wir den dicken Mann, der vor uns auf der Brücke steht, nicht schubsten, um den Zug aufzuhalten. Würden wir schubsen?“ Für *Doris Brandt* ein Anlass, um über Moral nachzudenken, eine „höchst flexible Angelegenheit und jederzeit nach der eigenen Fassung formbar“. Blogger *goedzak* gesteht, er habe jedenfalls keine: „Mit der Moral ist es wie mit der Zeit. Es gibt sie nicht.“ Mehr auf freitag.de/moral

» freitag.de/community

Der Spiegel

Steve Schapiro hat viele bedeutende Persönlichkeiten der Sechziger fotografiert. Wie sieht er die Welt heute? Und was hatte er bitte schön in Kennedys Wohnzimmer zu suchen? S. 23

Storyboard



Werbekritik



Die Axel Springer AG sucht sogenannte Media Entrepreneurs. Das sind Nachwuchstalente, deren digitale Ideen so gut sind, dass man ihnen nicht nur einen Job gibt, sondern ganze Unternehmen um sie herum gründet. Und weil solche Spitzenkräfte, so zumindest die Annahme von Springer, eine ausgefallene Ansprache brauchen, um ihr Genie in eine Projektskizze zu pressen, hat das Unternehmen die Allzweckwaffe Scholz & Friends für einen Kampagne beauftragt. Deren Grundidee lautet Humor. Oder was man im 19. Stock des Springer-Hochhauses dafür hält.

Der virale Teil der Werbeoffensive strotzt nur so von ironischer Lockerheit. In einem Youtube-Spot versuchen sich die Entscheider von Springer als stumme Statisten. Wie Kardinäle bei der Papstwahl sitzen sie da: Technik-Vorstand Knepper, Finanzchef Lanz, Bild-Vorstand Weile, in der Mitte Vorstandschef Döpfner. Es ist die Inszenierung einer Bewerbungssituation. Ein Kandidat tritt ein, in sein Handy palavernd, die perplexen Herren ignorierend. Als er fertig ist, flätzt er sich hin, lässt sein Paper verteilen und verkündet: „Content is King, and the Medium is the fucking Message!“

Durch die humoristische Selbstbespiegelung zeigt sich aber etwas anderes: Gesucht wird der Kreative von morgen mit dem Bild des Kreativen von gestern. Unkonventionell, impulsiv, ohne Manieren, aber voller Ideen – so stellen sich die Großväter im Digitalen ihre Enkel vor. Vielleicht aber ist sogar das eine weitere ironische Umdrehung. Selbst bei Springer weiß man ja heutzutage nie.

Mark Stöhr

Ritual der Woche Türkische Staatsbesuche in Deutschland. Beim aktuellen von Abdullah Gül hat eines gefehlt: die Provokation. Was ist los?

Die neue Staatsmännlichkeit

Der Deutschlandbesuch des türkischen Staatspräsidenten Abdullah Gül war wieder ein guter Anlass für das nette Spiel namens Buzzword-Bingo. Das funktioniert ganz einfach: Man nimmt sich einen Zettel und füllt ihn mit 16 Begriffen, den sogenannten Buzzwords, zu deutsch Plattitüden. Sobald vier davon genannt und somit weggefallen sind – in einer Reihe, ob horizontal oder vertikal ist egal –, hat man gewonnen. Jedenfalls, wenn man den „Bingo“-Schrei nicht vergisst.

Unter den wichtigsten Buzzwords, die diesmal gestrichen werden durften, waren: „Assimilation“, „Zypern“ oder „Menschenrechte“. So sprach Abdullah Gül am Montag davon, dass Deutschlands Visa-Vergabepolitik gegen das Menschenrecht verstoße. Direkt im Anschluss erwiderte die Migrationsbeauftragte Maria Böhmer, dass ohne den 2007 eingeführten Sprachnachweis als Vorbedingung des Visums die „Integration“ (Bingo!) nicht gelingen könne.

Schlagwortabtausch

Dieses Szenario lässt sich beliebig oft wiederholen: Bundespräsident Christian Wulff betont den Beitrag der hiesigen Türken für den Standort Deutschland oder Abdullah Gül lobt die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern – wenn alle Schlagwörter abgearbeitet sind, bleibt die vermeintlich gleiche Botschaft: Die Türkei will in die EU – noch ist es aber zu früh.

Was Güls aktuellen Staatsbesuch angeht, sollte man sich allerdings nicht lumpen lassen: Auch wenn das Buzzword Bingo eingeführt wurde, um Plattitüden-Debatten zu persiflieren, kann man in diesem Fall etwas Neues daran ablesen: Die Beziehung zwischen Deutschland und der Türkei hat sich tatsächlich verändert.

Zu Beginn seiner Premierministerschaft wurde Recep Tayyip Erdogan von der FAZ als ein Mann porträtiert, der erfolgreich einen „langen Weg zur Macht“ gegangen ist. Als ein Mann, der europäische Werte wie Demokratie und Meinungsfreiheit auf die harte Tour zu schätzen lernte, weil man ihn ins Gefängnis steckte, nachdem er ein Ge-

dicht rezitierte, in dem Minarett als „unserer Bajonette“ bezeichnet werden – wenn man an die SVP-Wahlplakate in der Schweiz denkt, wirkt das im Nachhinein wie ein schlechter Scherz. Vor diesem Hintergrund ist die anfängliche Reformgeschwindigkeit auch eine Chance für Erdogan gewesen, um sich aus den Fängen des Militärs freizuschwimmen.

Es ist die Zeit, in der die türkische Wirtschaft gerade ihre Boomphase erlebt und Erdogan bei Staatsbesuchen eine Krawatte in Schwarz-Rot-Gold trägt. Die Zeit, in der zwar erwählt wird, dass die Welt schon nicht untergehe, wenn das türkische Beitrittsgebet abgelehnt wird, aber man ohne Unterlass darauf pocht, dass die EU kein „christlicher Club“ sei. Die Zeit, in der die eine Seite mehr Reformen fordert und die andere sie freimütig verspricht. Man könnte also meinen, es habe sich nicht viel verändert während all dieser Jahre, als sei das Ritual von 2011 immer noch das aus 2003. Doch es liegen Welten zwischen diesem hofierenden Erdogan und dem, der

2008 in Köln die Assimilation als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ bezeichnet und sie damit auf eine Stufe mit „Mord, ethnische[r] Ausrottung, Versklavung“ und „Deportation“ gestellt hat. Der Grund dafür ist einfach: Die Türkei hat bekommen, was sie wollte – nur schmeckt ihr das nicht.

Denn eine Grundvoraussetzung für die Aufnahme der Beitrittsverhandlungen war die Unterzeichnung des Ankara-Protokolls: Dadurch sollte sichergestellt werden, dass die Türkei Zypern als Republik anerkennt. Ebenfalls unvermeidlich war die Forderung, den Genozid an den Armeniern anzuerkennen – es ist kein Zufall, dass im Juni 2005 in der Folge die Zustimmungsraten für einen EU-Beitritt innerhalb der türkischen Bevölkerung auf einen Tiefstwert von 52,5 Prozent absackte. Erdogan, der sich als Mann des Volkes inszeniert, nutzte das zu seinem Vorteil. Und mittlerweile haben sich die Parameter verschoben; so weit, dass Erdogan Provokationen bewusst riskieren kann. Früher bot er sich in arabisch-israelischen Konflikten als Mediator an,

heute agitiert er einseitig gegen Israel, stellt Forderungen und Ultimativen. Der Journalist Orhan Kemal Cengiz kommentierte das mit dem Tweet: „Wenn Erdogan nach 50 Israel-Kritiken einmal die Hamas kritisieren würde, hätte er dem 21. Jahrhundert einen großen Gefallen getan.“ Aber Erdogan arbeitet lieber an seiner Inszenierung und stellt die Gunst der Stunde über diplomatisches Geschick: Er ist mehr Macho als Pragmatiker.

Starke Türkei

Wenn er die in Deutschland lebenden Türken als „meine Staatsbürger“ bezeichnet, wie Anfang 2011 in Düsseldorf, dann spricht er zu einer Klientel, die sich in Deutschland nicht heimisch fühlt. Es sind diese neueren Auftritte, die zeigen, dass die Türkei sich in einer stärkeren Rolle sieht als noch vor knapp einem Jahrzehnt. Außerdem vertraut Erdogan in diesem Punkt Gül, der dieses Zitat noch vor seiner Ankunft gerade zu rücken versuchte, indem er betonte, dass der Premierminister faktisch ja nicht falsch liege, weil nur ein Drittel der in Deutschland lebenden Türken auch die deutsche Staatsangehörigkeit besäße.

Dass Gül selbst eher den besonnenen Part übernimmt, stellte er in seiner Rede an der Humboldt-Universität unter Beweis – die er nach einem Bombenfehlar alarm mit zeitlicher Verzögerung halten musste. Aus seiner Sicht sei ein Beitritt der Türkei zur EU auch im Sinne der Union. Nicht nur auf geopolitischer und politischer, sondern auch auf wirtschaftlicher Ebene. Die erste Reaktion der Kanzlerin blieb ebenfalls erwartungsgemäß: Noch bevor sie den Präsidenten traf, teilte sie bereits mit, dass sie eine EU-Vollmitgliedschaft der Türkei ablehne. Wenn Abdullah Gül nun davor warnt, dass auch die Türkei einen Punkt erreichen könne, an dem sie sich von einer Mitgliedschaft verabschieden würde, dann ist es rein von der Wortwahl her kein Unterschied zu den Aussagen von früher – inhaltlich jedoch liegen Welten dazwischen. Es wirkt nicht mehr wie eine Plattitüde.



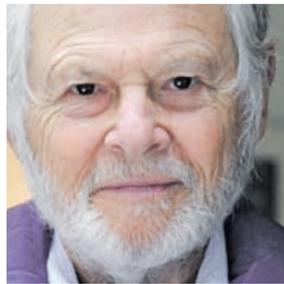
Stößen! Niemand lobt sich so schön wie Abdullah Gül und Christian Wulff

Hakan Tanrıverdi



„Man ist auf der Jagd nach der Seele eines Menschen“

Steve Schapiro hat mit seinen Fotos Ikonen geschaffen: Bobby Kennedy oder Muhammad Ali sind uns bis heute so in Erinnerung



Hatten Sie eine Idee davon, wie Sie diese Menschen darstellen wollten?

Meistens versuchte ich meine vorgefasste Meinung über die zu fotografierende Person zurück zu drängen, um unvoreingenommen in die Termine gehen zu können. **Wie muss man sich das vorstellen?**

Einmal bekam ich vom *Life Magazine* den Auftrag, René Magritte zu fotografieren. Ich hatte zwei Stunden Zeit, und wir gingen gemeinsam in das Museum of Modern Art, wo Magritte gerade eine Ausstellung hatte. Wir machten Fotos, auf denen er sich als Figur in seine Malerei integrierte. Anstelle ihn einfach vor eine Wand zu stellen, versuchte ich, das Besondere der Situation zu erkennen und in meinem Bild aufzugreifen.

In dem Fall von Magritte könnte man ja fast schon von einer Kollaboration sprechen ...

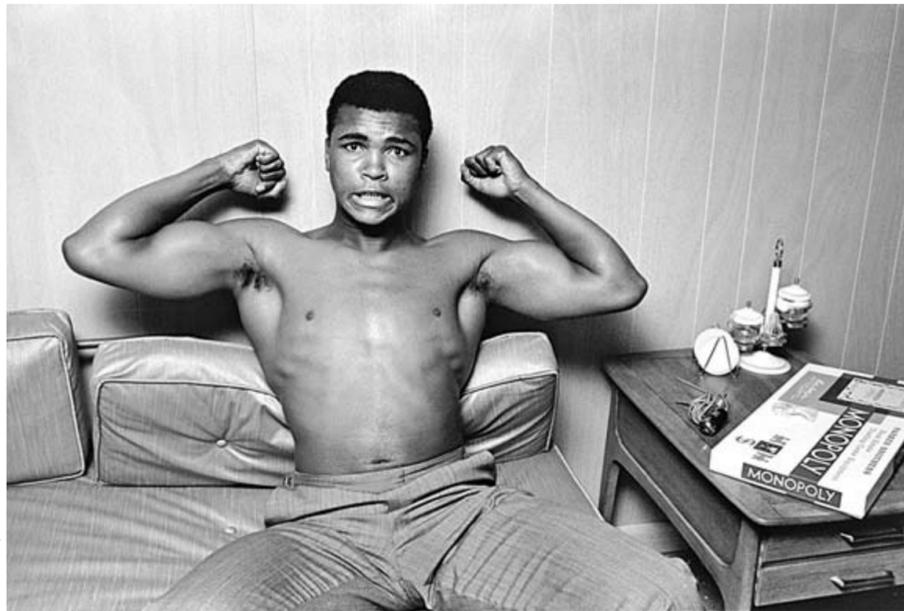
Wenn man mit Menschen arbeitet, die ein hohes Maß an Energie und Talent haben, geht es im Grunde gar nicht anders, als dass man bewusst oder auch unterbewusst kollaboriert. Für einen Moment wird man zu besten Freunden, obwohl man sich nach Abschluss der Session niemals wieder sieht. Heute ist solch eine Kameradschaft zwischen Fotografen und Modell kaum mehr möglich, da PR-Leute durch ihre bloße Anwesenheit die Szenerie kontrollieren.

Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu Bobby Kennedy beschreiben? Die Fotos, die Sie an einem Weihnachtsmorgen gemacht haben, zeigen die Familie in den intimsten Momenten: Das Wohnzimmer ist von den vielen Geschenken eingenommen, die Kennedys machen sich in Schlafanzüge gekleidet darüber her – als wäre kein Fotograf anwesend gewesen.

Oftmals versucht man, die Fliege an der Wand zu sein, der stille Beobachter. Damals habe ich allerdings auch immer mit einem Reporter zusammengearbeitet, der die Aufmerksamkeit mit seinen Fragen auf sich zog. Dadurch hatte ich den Freiraum, die besten Perspektiven zu finden und die emotionalen Momente einzufangen. Ich wollte die Personen immer in ihrer Welt zeigen.

Wie ein Spiegel und nicht wie eine Kristallkugel?

Man ist auf der Jagd nach der Seele einer Person und man folgt der Spur, die zu ihren unverwechselbaren Eigenschaften führt. Und doch ist es manchmal wichtig, den Menschen nicht ganz zu verstehen, den man da vor sich hat. Jacky Kennedy war zum Beispiel stets ein Mysterium für mich, oder aber Andy Warhol, der für jedes Bild seinen Zeigefinger an die Schläfe legte –



Schapiros Helden: Muhammad Ali, Woody Allen, Martin Luther King

Es gab einmal eine Zeit in Amerika, in der Fotografen wie fahrende Ritter in den Höfen der Mächtigen ein und aus gingen. Sie wurden bestellt, um dem Volk ein Bild von seinen Herrschern zu malen, das nicht selten über Aufstieg und Fall entschied. Steve Schapiro war einer dieser Edelherren. Heute sitzt er in der hauseigenen Bibliothek der Berliner Galerie „Camera Work“, trägt ein Paar abgelaufene Segeltuchschuhe und eine Bundfaltenhose, die aus den achtziger Jahren stammen könnte. Er eröffnet seine Ausstellung „Heroes“. Die bunten Muster seiner Seidenkrawatte vermengen sich auf irritierende Weise mit der Bücherwand hinter ihm, was das Bild, das er abgibt, ein wenig tanzen lässt.

Der Freitag: Mr. Schapiro, ich habe mal eine berühmte Fotografin beleidigt, als ich ihr sagte, dass mich ihre Kamera fast mehr fasziniert hatte als ihre Aufnahmen. Würde es Sie beleidigen, wenn ich sagte, dass mich die Menschen, die Sie fotografiert haben, mehr beeindruckt als die Fotos? Steve Schapiro: Nein, denn ich hatte das Glück durch meine Arbeit für *Life Magazine* eine Reihe von Persönlichkeiten zu fotografieren, die später wichtig wurden – sei es in der Politik, Literatur oder in den darstellenden Künsten. Letztlich ist eine Kombination aus Zufall und persönlichem Interesse. So bekam ich einmal den Anruf von *Sports Illustrated*, die mich baten, Muhammad Ali für sie zu fotografieren, der damals noch Cassius Clay hieß ...

In Ihrem Buch *Heroes* zeigen Sie ihn und andere Persönlichkeiten, die großen Einfluss auf die gesellschaftlichen Entwicklungen in den sechziger Jahren hatten. Wann wurde Ihnen klar, dass diese Menschen zu Ikonen ihrer Zeit werden könnten?

Als junger Fotograf machte ich einfach meinen Job, auch wenn ich fasziniert war von den Personen. Dass diese Fotos vierzig oder sechzig Jahre später noch betrachtet würden, daran dachte ich nie. Die Menschen in *Heroes* wurden alle bereits während ihrer Zeit gefeiert, und deshalb war man auch als Fotojournalist hinter ihnen her. **Es ist also vielmehr erstaunlich, dass sie nichts von ihrer Strahlkraft eingebüßt haben?** Ihr Einfluss reicht bis in die Gegenwart – das passiert nicht gerade vielen Menschen, und ich bezweifle, dass es in unserer heutigen Zeit überhaupt noch möglich ist. Nehmen Sie Martin Luther King Jr., es gibt niemanden, der seinen Platz einnehmen könnte. Und es gibt keinen Politiker, der so vielversprechend ist, wie es Bobby Kennedy einst war. Ich hatte das Glück Menschen fotografieren zu können, die uns heute noch inspirieren und für deren Lebensleistung wir großen Respekt empfinden.

was hat er sich dabei gedacht? Ich kann es nicht sagen, aber eben diese Fragen bewirken, dass man sich die Bilder wieder und wieder anschauen möchte. **Hat die Digitalisierung der Fotografie Ihrer Ansicht nach auch zu der Entmystifizierung des Moments, in dem ein Foto entsteht, beigetragen?** Die Art zu kommunizieren verändert sich ständig. Als ich ein Kind war, wurden Fotos mit riesigen Automaten mit Kolbenblitzen gemacht, nach jedem Bild musste man die Birne wegwerfen. Danach kamen die kleinen Kameras mit Film, danach die digitale Fotografie, und jetzt scheint es mir, als dass die Kamera bald komplett überflüssig wird, denn nun gibt es das iPhone, das so viel praktischer und leichter ist als jede Kamera. Bedenklicher finde ich, dass heutzutage kaum noch jemand in Schwarz-Weiß fotografiert, denn

meinem Empfinden nach transportieren diese Aufnahmen Emotionen besser als Farbfotos. **Wann haben Sie ihre erste Aufnahme gemacht?** Mit neun Jahren im Ferienlager. Später lief ich durch die Straßen von New York und machte Aufnahmen von den verschiedensten Situationen. Ich verehrte Henri Cartier-Bressons Buch *Decisive Moment* und versuchte mühselig, nach seinem Vorbild zu fotografieren. Mein großer Traum war es, ein *Life-Magazine*-Fotograf zu werden – ein Traum, den wohl jeder junge Fotograf meiner Generation mit mir teilte. **Sie haben dann unter Eugene W. Smith Fotografie studiert. Wie beeinflusste er Sie?** Für junge Fotografen ist es wichtig, die Geschichte der Fotografie zu begreifen. Denn es ergibt keinen Sinn, Bilder zu machen, die bereits existieren. Die Welt braucht keinen

„Warum hatte Warhol immer den Zeigefinger an der Schläfe?“

zweiten Bresson oder Bill Brend – ihre Fotos sind bereits gemacht. Wir müssen unserer Einzigartigkeit auf den Grund gehen. Für einen Fotografen ist es wichtig, diesen einzigartigen Blick auf die Welt auszubilden. **Haben Sie eine persönliche Erfahrung gemacht, die diese Erkenntnis widerspiegelt?** Ich kann es Ihnen mit dem „Thelma March“, einem Protestmarsch der Civil Right Bewegung, verdeutlichen: Drei Fotografen waren vor Ort, um die Ereignisse zu dokumentieren. Auf dem Umzug gab es einen Mann, der sein Gesicht weiß angemalt hatte und das Wort „Vote“ auf seiner Stirn geschrieben trug. Der erste Fotograf, Bruce Davidson, machte eine szenische Aufnahme von dem bemalten Schwarzen, auf der Straße mit einer amerikanischen Flagge im Hintergrund und einem weiteren Protestierenden neben ihm. Dieses Motiv wurde später für eine US-Briefmarke verwendet. Der zweite Fotograf war Jim Carolas, der für *Look Magazine* arbeitete. Er schoss sein Bild des Jungen, als dieser direkt vor der Flagge stand. Es wurde später Aufmacher einer großen Ausstellung des High Museums über die Civil Right Bewegung. **Der dritte Fotograf waren Sie?** Ich wählte einen sehr engen Bildausschnitt des Gesichtes des jungen Mannes, denn ich war mehr interessiert an der Symbolik dieser Aussage als an dem Umzug als Ereignis. Alle drei Aufnahmen wurden innerhalb weniger Minuten gemacht, aber jeder der Fotografen hatte einen eigenen Ansatz. **Hatte Ihre Arbeit Einfluss auf Ihre politische Haltung?** Die sechziger Jahre waren politisch gesehen an sich eine aufregende Zeit. John F. Kennedy kreierte etwas, das man eine Aura der Exzellenz nennen könnte, er suggerierte den Menschen, dass sie es besser machen können. 1964 schrieb das *Esquire Magazine*, dass die Ereignisse der vergangenen vier Jahre so zahlreich waren, dass man bereits

von einer Dekade sprechen könnte. Genauso habe ich diese Zeit erlebt. Es sind gute und schlechte Dinge passiert, aber es war eine sehr aufregende Zeit. **In Europa gehen derzeit zahlreiche Studenten auf die Straße, um gegen die gesellschaftliche Perspektivlosigkeit ein Zeichen zu setzen. Ähnelt das den Protesten in den sechziger Jahren?**

Im Zuge der Krisen der vergangenen Jahre fanden Unternehmen heraus, dass sie im Grunde auch mit weniger auskommen können – vor allem weniger Angestellten. Wir erleben die absurde Situation, dass viele Firmen Geld zur Verfügung haben, es aber nicht investieren wollen. Die Autoindustrie war in enormen Schwierigkeiten, bis Barack Obama ein Programm ausgearbeitet hat, das sie vor dem Untergang gerettet hat, mit dem Ergebnis, dass die Autoindustrie weniger Arbeiter braucht als vorher. **Kein Nährboden für Helden?**

Helden sind Menschen, die Lösungen für derartige Probleme finden. Doch Amerika befindet sich derzeit in einem sehr merkwürdigen Zustand. Die Massenmedien haben eine neue Spezies von Kommentatoren hervorgebracht, die ungehindert die abstrusesten Ansichten verbreiten und Hetzkampagnen von Figuren wie Sarah Palin oder aber der Tea Party anfeuern, anstatt objektiv über sie zu berichten. Sie wollen Obama stürzen, sie wollen den Demokraten schaden, sie wollen zurück an die Macht.

Ihr Interesse gilt also nicht der Verbesserung der Lage Amerikas? Leider nein. Und so stagnieren wir. Obama hatte einige großartige Ideen, aber im Vergleich mit Bobby Kennedy muss ich sagen, dass letzterer der bessere Politiker war. Er hatte Intelligenz, Mitgefühl und wusste, wie man mit Charisma das Spiel der Politik spielt. Obama hat Intelligenz und Mitgefühl, aber seine Art, Politik zu machen, ist leider alles andere als überzeugend.

Man braucht aber alle drei Komponenten, um ein guter Politiker zu sein?

Ich denke schon. Obamas Ideen zur Reformierung des Gesundheitssystems waren großartig und es fanden sich viele Befürworter. Doch er hat es niemals verstanden, sein Vorhaben so zu kommunizieren, dass es den Leuten begreiflich wurde. Es fehlt ihm einfach an Überzeugungskraft. Wir Amerikaner haben es immer respektiert, wenn sich jemand hinstellt und ruft: ‚Wir werden dieses Land besser machen, und das ist der Plan: Wir bauen die Solarindustrie auf, wir holen unsere Fertigungsstätten aus China zurück, geben unseren Leuten wieder Arbeit und wir beschließen ein Gesetz, das die Krankenversicherung aller Bürger sicherstellt.‘

Warum müssen Sie da lachen? Er redet so einfach nicht.

Ist Ihnen heute schon ein Hero über den Weg gelaufen? Wollen Sie mein Hero sein? Im Ernst: Ich sehe täglich viele Helden. Idealistische Menschen, die mit ihren Taten zum Wohl der Allgemeinheit beitragen, sind grundsätzlich Helden. Dazu muss man keine Berühmtheit sein.

Stars and Stripes: Der Fotograf Steve Schapiro und sein Werk

So nahe der Fotograf Steve Schapiro den Menschen bei seinen Aufnahmen gerne kommt, so weit hält er die anderen lieber von sich entfernt: Über das Leben von Steve Schapiro ist nicht sehr viel Privates bekannt. Er konzentriert sich in der Außendarstellung lieber auf seine künstlerische Arbeit. Im Alter von neun Jahren machte er sein erstes Foto. 1961 begann der 1934 geborene Schapiro seine

Karriere als Fotojournalist – vor ihm lag ein Jahrzehnt, das nicht nur politisch aufregend werden sollte, sondern auch aus fotografischer Sicht: Es ging als „Golden Age in Photojournalism“ in die Geschichte ein. So begleitete Schapiro 1968 Robert F. Kennedys Wahlkampf und berichtete vom Attentat auf Martin Luther King, Jr. Sein gesellschaftspolitisches Interesse galt jedoch nicht

nur bedeutenden Personen der Zeitgeschichte wie Muhammad Ali, Andy Warhol, Ray Charles, Samuel Beckett oder Truman Capote. In der *New York Times* veröffentlichte er auch Fotoreportagen, zum Beispiel über die soziale Situation und schwierigen Arbeitsbedingungen von Migranten in Arkansas. In den Siebzigern begann er, sich auch für Hollywood zu interessieren und schuf bis heute unvergessliche

Setaufnahmen von Produktionen wie *Der Pate* oder *Taxi Driver*. Sie vermitteln nicht nur die Atmosphäre der Dreharbeiten, sondern fangen eine faszinierende Welt zwischen Fiktion und Realität ein. Zur Zeit sind Bilder aus Schapiros „Heros“-Reihe sowie seiner Set-Aufnahmen noch bis zum 19. November in der Berliner Galerie Camera Work zu sehen. SL

Das Gespräch führte **Corinna Koch**, Bildredakteurin des *Freitag*. Beleidigt hat sie 2007 Mary Ellen Mark, während eines Praktikums beim *New Yorker*



John lässt sich von seiner Ehefrau Tuey den Kopf scheren. Im Wohnzimmer des Paares hat Tuey in einem Wandschrank einen buddhistischen Altar aufgebaut. Jeder, der in die Siedlung Pimon Chol hinein will, wird von Sicherheitsleuten kontrolliert

In der Blase

Eheleben In Thailand entstehen Vorortsiedlungen nach amerikanischem Vorbild. Dort wohnen Rentner aus dem Westen mit ihren thailändischen Ehefrauen in luxuriösen Häusern zusammen. Es sind Beziehungen, die auf einem klaren Tauschhandel aufgebaut sind: Geld gegen Zuneigung

Fotos Carl Bigmore Text Pia Muzaffar Dawson

Peters Freunde lachten schallend, als er ihnen von der seltsamen Sitte erzählte, dass thailändische Frauen nur zweimal im Monat Sex hätten. Wie Peter sind alle seine Freunde weiße, in Thailand lebende Ausländer – Farang werden sie genannt. Und sie sind alle mit Thailänderinnen verheiratet. Mit seiner Erzählung hatte Peter, 67 und Rentner, seinem Freundeskreis unbeabsichtigt offenbart, dass seine Frau nicht gerne mit ihm schläft.

Wenn man von „thailändischen Ehefrauen“ hört, hat man sofort ein Klischee vor Augen: Der weiße Mann mittleren Alters, der seinen relativen Reichtum und seine relative Macht nutzt, um an eine viel jüngere und hübschere Frau heranzukommen, als es ihm sonst möglich wäre. Eine Beziehung, die auf gegenseitiger Ausnutzung basiert – er nutzt sie sexuell aus, sie ihn materiell.

In Pimon Chol findet man diese Vorurteile zunächst schnell bestätigt. Das Viertel ist eine amerikanisch anmutende Vorortsiedlung am Rand der 140.000-Einwohner-Stadt Khon Kaen im Nordosten Thailands. Um hineinzugelangen, muss man die Kontrolle eines privaten Sicherheitsdienstes überstehen. Dahinter: ruhige Einbahnstraßen, teure Autos vor neuen Häusern, makellose Rasenflächen, Swimmingpools. Farang mit nacktem Oberkörper gehen mit

ihren Hunden Gassi, arbeiten im Garten oder spielen Tennis. Ihre thailändischen Ehefrauen besuchen sich währenddessen gegenseitig zum Kaffeetrinken. Die ganze Siedlung wirkt wie eine Blase, eine Parallelwelt, die kaum etwas mit der ungeordneten Stadtlandschaft um sie herum gemein hat. Thailändische Männer tauchen hier nur als Bauarbeiter oder Sicherheitskräfte auf.

Der 60-jährige John lebt seit zwei Jahren in Pimon Chol. Früher war er Geschäftsführer einer britischen Spezialgummi-Firma. Er ließ zwei gescheiterte Ehen und vier erwachsene Kinder zurück, um in Khon Kaen mit seiner neuen Frau neu anzufangen. Peter ist sein Nachbar. Er hat früher bei einem Versicherungsunternehmen gearbeitet und hat zwei Kinder aus Ehen mit einer Frau aus Honduras und einer aus den Philippinen. Jetzt ist er mit Pear verheiratet, der Frau, die sich weigert, mehr als zweimal im Monat mit ihm zu schlafen. Die Farang in der Siedlung kommen aus Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Schweden oder den USA. Wie John und Peter haben die meisten Ehen, Hypotheken und Familien zurückgelassen. In Pimon Chol ist das Leben billig, die Immobilienpreise sind günstig. Ein Haus mit drei Schlafzimmern und Pool gibt es für rund 50.000 Euro.

Die Ehen in dieser Enklave scheinen nichts mit jenen zu tun zu haben, die die Männer in Europa oder den USA mit ihren

dortigen Frauen führten. Der Alters- und Kulturunterschied ist deutlich zu erkennen. Bei gesellschaftlichen Anlässen gibt es eine natürliche Geschlechtertrennung, weil Männer wie Frauen wegen ihres ähnlichen Hintergrunds und der gemeinsamen Muttersprache automatisch zusammenfinden.

Zu Hause sitzt John in seinem riesigen Wohnzimmer und schaut englischsprachiges Fernsehen, während seine Frau Tuey sich im Zimmer nebenan thailändische Filme ansieht. In der Regel nehmen die Männer sich auch gewisse sexuelle Freiheiten heraus – viele machen ab und zu ohne ihre Frauen Urlaub in Bangkok oder auf einer der Inseln. Sie gehen dort in die Bars und „treffen“ andere Frauen. Wegen all dem könnte man vermuten, dass die Paare einander nicht besonders nahe stehen, vor allem, weil sie sich meist nicht einmal besonders gut verständigen können – viele Ehepaare unterhalten sich in einem seltsamen Mischmasch aus Pidgin-Englisch und Pidgin-Thai. Und trotzdem kann man, wenn man etwas länger hinschaut, auch als Außenstehender beobachten, dass es zwischen vielen Paaren in Pimon Chol eine gewisse Zuneigung und auch gegenseitigen Respekt gibt, die unsere Vorurteile in Frage stellen. Die Zuneigung entspringt sicher dem Tauschhandel, der die Beziehungen dominiert. Außenstehende mag es dabei besonders über-



sehen, dass die Paare überhaupt keine Versuche unternehmen, dies zu verstecken. Weder die Thai-Frauen noch ihre Farang-Männer finden, dass sie sich für irgendetwas schämen müssten.

Die Frauen von Pimon Chol genießen einen hohen Lebensstandard inmitten der ärmsten Provinz Thailands. Sie sind stolz darauf, für ihre alternden Eltern sorgen, ihre Kinder zur Schule schicken und sie in klimatisierten Häusern großziehen zu können. Und die pensionierten Männer aus dem Westen fühlen sich, als hätten sie den Jackpot geknackt: tropisches Klima, günstiges Essen und Frauen, die sich um sie kümmern, ohne viel dafür zu erwarten – keine Romantik und oft noch nicht einmal Treue.

Solange beide von Anfang das Gleiche wollen, sagen diese Paare, dies zu verstecken. Und nur weil das Verhältnis durch und durch praktisch ist, heißt das nicht, dass es darin nicht auch Zuneigung geben kann. Sie mag nur anders aussehen, als wir sie uns gemeinhin vorstellen.

Pia Muzaffar Dawson arbeitet im Social-Media-Bereich und als freie Autorin in London. Carl Bigmore lebt ebenfalls in London und hat als Fotograf den Arbeitsschwerpunkt Südostasien. Mehr Bilder unter: carlbigmore.co.uk Übersetzung: Zilla Hofman

Die Frauen sind stolz, für ihre alternden Eltern und ihre Kinder sorgen zu können



Thailändische Männer tauchen nur als Bauarbeiter oder Sicherheitsleute auf



Linke Seite kleines Bild: Peter und seine Frau Pear vor ihrem Anwesen. Daneben: Die Tochter von John und Tuey wird zu ihrer Privatschule gefahren. Diese Seite: In der Stadt Khon Kaen entstehen weitere Siedlungen für finanzkräftige Westler mit thailändischen Ehefrauen

Klettbänder, alright!

Zurück in die Zukunft Die Schuhe aus dem Film sind nun zu kaufen. Welche Visionen für 2015 werden noch Realität?

■ Klaus Raab

Die vielleicht erstaunlichste Zeit in der Geschichte der Menschheit dürfte Mitte der Achtziger gewesen sein: In dieser Zeit, zwischen 1984 und 1986, wie die wunderbare Website informationisbeautiful.net auf einem Zeitstrahl visualisierte, traf Marty McFly, die Hauptfigur der *Zurück in die Zukunft*-Trilogie, die Crew von *Star Trek* – und beide kämpften gegen den *Terminator*.

Zeitreisen waren in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Unterhaltungssegment der Filmwirtschaft ein ziemlich großes Ding. Man reiste mal in die Vergangenheit, oft genug aber auch in die Zukunft – mit allen Schwierigkeiten, die das für Autoren, Produzenten und Bühnenbildner so mit sich bringt: Die Zukunft muss ja auch irgendwie aussehen.

Im Film *Demolition Man* etwa ist die Zukunftsvision hanebüchen genug, dass man sie als Comedy durchgehen lassen kann: Dass im Jahr 2032 Toilettenpapier durch das

Drei-Muschel-System ersetzt wird, ist theoretisch denkbar, aber praktisch Blödsinn. Die Macher von *Zurück in die Zukunft 2* aber, einem Film, der zum Teil im Oktober 2015 spielt, versuchten sich an einer Vision, die 1989, als der Film in die Kinos kam, zwar ebenfalls humoristische Züge trug, aber tatsächlich so etwas wie ein dokumentarisches Interesse an der Zukunft hatte. Offenbar hatten Regisseur Robert Zemeckis oder Drehbuchautor Bob Gale tatsächlich mal einen entsprechenden Kongress besucht und sich erkundigt, wie so ein Alltag wirklich aussehen könnte im Jahr 2015.

Der britische *Telegraph* und Film-Fansites haben sich schon vor einigen Jahren an einem Abgleich von Filmzukunftsvisionen und heutiger Gegenwart versucht. Wir versuchen uns jetzt auch daran – aus endlich mal gegebenem Anlass: Denn eine Vorhersage wurde gerade wahr.

Selbstschließende Schuhe

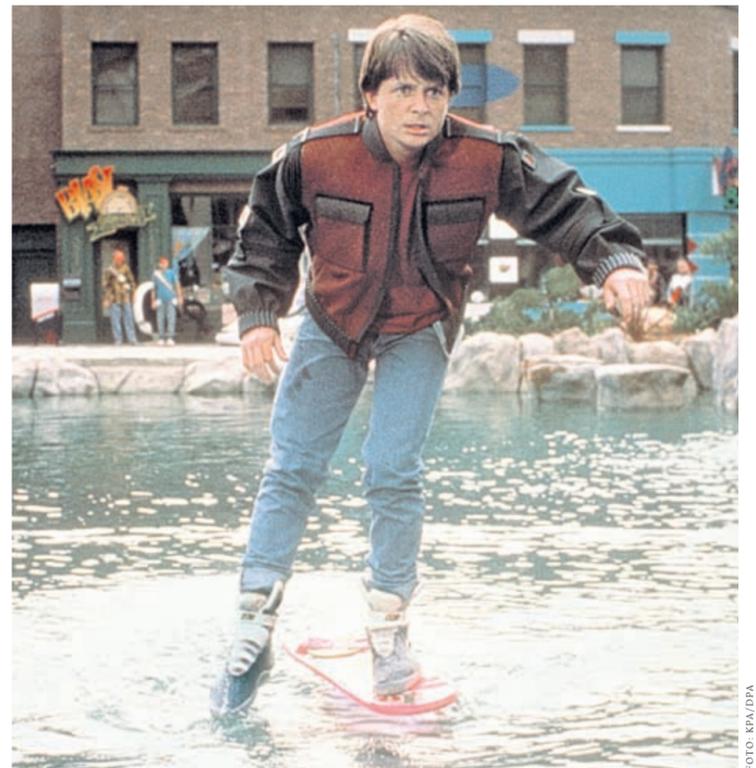
Dieser Tage wurde Marty McFlys 2015er Schuhwerk vor- und im Berliner Niketown ausgestellt. Es sind knöchelhohe mausgraue, leicht glänzende Sneakers, die McFly in *Zurück in die Zukunft 2* trägt. Er schlüpft rein, sie schließen sich automatisch und passen sich dem Fuß an. „Powerlaces, alright“, staunt er im Original über die Schnürriemen. Als sie geschlossen sind, beginnt am Schuh der Markenname zu leuch-

ten. Dass es dieses Modell nun seit September zu kaufen gibt, liegt – logisch – daran, dass es einen Markt dafür gibt: Fans.

Der Designer Tinker Hatfield hat die Schuhe 1989 für den Film entworfen, und eine Internetpetition von Fans habe ihn 2005, heißt es auf einer Firmenseite, auf die Idee gebracht, die Schuhe in den Handel zu bringen – beziehungsweise sie zugunsten der Stiftung des Hauptdarstellers Michael J. Fox für vierstellige Dollarbeträge pro Paar zu versteigern.

Das Filmmodell ist nun in einer Auflage von 1.500 Stück erschienen, die Schuhe haben elektrolumineszierende Sohlen und aufladbare Batterien, die angeblich 3.000 Stunden halten. Sie werden explizit nicht als Sportschuh beworben, sondern als Hingucker. Sie folgen dem Prinzip des „all show and no go“ – sehen laut Fans gut aus (was man bestreiten muss), aber taugen nichts. Vor allem halten sie nicht, was sie eh nicht versprechen: Sie schließen sich nämlich gar nicht selbst; man braucht die Hände dafür. Das sei aber auch kein Wunder, sagt da der Hersteller und suhlt sich in seiner Marketingidee: Die selbstschließenden Schuhe kommen ja laut Drehbuch nicht 2011, sondern erst 2015 auf den Markt.

Bewertung der Filmprognose: Das Schuhmodell kann als eine sich selbst mehr oder weniger erfüllende Prophezeiung betrachtet werden, aber eben nur mehr oder weniger. Bleibt der Rat, falls es in den kommen-



Hey, McFly: Heiße Schuhe – aber ein Hoverboard funktioniert nicht auf Wasser!

den vier Jahren nicht klappt mit dem Patent für einen sich selbst schließenden Schuh, mal eine Zeitreise ins Jahr 1951 zu machen: Da wurde ein sehr praktisches Betriebssystem mit hervorragenden Zukunftsaussichten patentiert. Es kam als „Velcro“ auf den Markt und ist bekannt als Klettverschluss.

Videospiele

In einem Café im Film steht ein Museumsstück herum – ein Spielautomat aus dem 20. Jahrhundert: der „Wild Gunman“. Zwei kleine Jungs stehen davor und fragen sich, wie man das spielt. Marty, aus den Achtzigern angereist, ist Experte – das Spiel gibt es tatsächlich seit 1974 und war mal ziemlich hot. Marty zieht die Joystick-Pistole aus dem musealen Gerät und ballert die am Bildschirm erscheinenden Cowboys um. Die Jungs sind enttäuscht: „Muss man das mit den Händen spielen?“, fragt der eine. Der andere nennt es „Babyspielzeug“.

Bewertung: Solche Videospiele sind heute Babyspielzeug, wahlweise auch: Vaterspielzeug. Die Entwicklung geht zur Bewegungssteuerung. Dann muss man die Hände zwar auch einsetzen – aber doch nicht, indem man einfach eine läppische Knarre aus einem Automatenholster zieht.

Schwebendes Hoverboard

Das Hoverboard ist quasi ein Skateboard ohne Räder; es schwebt etwa 20 Zentimeter über dem Boden und gleitet vorwärts – sofern der Untergrund nicht ausgerechnet aus Wasser besteht, wie Hauptfigur Marty im Film 2015 schnell lernt.

Dass es ein verkehrstaugliches Hoverboard tatsächlich bis 2015 gibt, ist eher nicht zu erwarten, mit starker Tendenz zu ausgeschlossen. Spielereien allerdings gibt es: Der französische Künstler Nils Guadagnin baute das Film-Brett nach und brachte es im Rahmen einer Ausstellung auch zum Abheben: mit Elektromagneten im Board und im darunterliegenden Sockel, stabilisiert von einem Lasersystem. Es schwebt – allerdings nur auf der Stelle und solange niemand darauf steht.

Bewertung: Funktioniert immerhin schon besser als der selbstschließende Schuh, der sich nicht selbst schließt.

„Der weiße Hai, Teil 19“

Im Jahr 2015 wird Marty McFly auf dem Marktplatz von Hill Valley plötzlich von einem weißen Hai angefallen. Es ist ein holografischer Hai, mit dem im Film der Film *Jaws 19* – also *Der weiße Hai 19* – beworben wird, der darin im „Holomax“-Kino läuft.

Der weiße Hai war der Durchbruch für Regisseur Steven Spielberg, der *Zurück in die Zukunft 2* mitproduzierte. Im zweiten Teil der Trilogie wird der 19. Teil der Hai-Filme beworben mit dem Hinweis, es handle sich um einen Film von Max Spielberg. Max heißt Steven Spielbergs 1985 geborener Sohn. Insofern darf man die Andeutung als selbstironischen Eintrag ins Familienalbum der Spielbergs lesen.

Bewertung: Kleine Filme hat Max Spielberg schon gemacht. Aber er ist heute Le-

veldesigner beim Computerspielentwickler Electronic Arts. Warum sollte er von dort aus zurück in die Vergangenheit, ins Kino?

Und was die Hologramm-Vision angeht: Dreidimensionalität war 1989 nicht neu. Es gab schon 1982 eine 3D-Fortsetzung von *Der weiße Hai*. Allerdings kann man tatsächlich festhalten, dass gerade in den vergangenen Jahren verstärkt 3D-Produktionen ins Kino kamen; *Avatar* ist die bekannteste, aber nur eine unter vielen. Insofern war die zeitliche Prognose in *Zurück in die Zukunft 2* recht präzise.

Fenster gleichzeitig offen

Auf einem Ries fernseher im Wohnzimmer 2015 laufen sechs Kanäle gleichzeitig. Wäre schön gewesen, wenn die Macher gleich noch die Inflation des Konzepts Multitasking dazu prognostiziert hätten.

Bewertung: Sechs Fenster gleichzeitig offen – ja, das ist die Gegenwart, man nennt es Tabs. Sechs Bewegtbildprogramme gleichzeitig – das ist doch eher die Ausnahme. Aber nah dran.

Das Fax

Kaum hat McFly sen. 2015 Mist gebaut, ist auch schon sein japanischer Boss am Bildschirm und entlässt ihn. Die Mitteilung „You’re fired“ kommt per Fax. Dreimal.

Bewertung: Papier, das aus einem Apparat kommt, das ist die Zukunft. Von 1890 aus betrachtet. Andererseits: Dass die Kündigung dreifach einläuft, ist visionär. Die wirklich wichtigen Nachrichten kommen heute nicht nur über einen Kanal.

Product Placement

Nicht nur die Marke des Filmschuhs, wie er in *Zurück in die Zukunft 2* auftaucht, gibt es wirklich, sondern auch den Designer, dessen Unterhose Marty McFly bei einer anderen Zeitreise ins Jahr 1955 trägt, was dazu führt, dass er im Film fortan als Calvin Klein identifiziert wird. Es taucht eine Markenlimo auf, der Name einer Fast-Food-Kette und ein Markenküchengerät zur Hydrisierung von Fertignahrung: Die Mutter (die immer noch fürs Essen zuständig ist) stellt 2015 eine Minipizza hinein, zwei Sekunden dauert die Zubereitung, und pling: Fertig ist die Familienpizza.

Hinsichtlich der Auswahl der platzierten Produkte war *Zurück in die Zukunft 2* schon ziemlich 2011: Die Namen und Logos der Schuhfirma und der Fast-Food-Kette sind auch unter den meistplatzierten des 21. Jahrhunderts. 2010 tauchte die Schuhmarke in jedem vierten Hollywoodfilm auf, der in den USA Platz 1 der Kinocharts belegte. Häufiger zu sehen war noch das Obstlogo dieses Computerherstellers, dessen Namen wir gerade vergessen haben.

Bewertung: Die in die Handlung integrierte Werbung war 1989 keine Pioniertat – man denke nur an James Bond, der schon 1962 Markenwodka trank. Aber heute ist der Vorgang allgegenwärtig. Die Bedeutung des Product Placements in Hollywood stieg gerade seit den Achtzigern stark, wie es in Kerry Sagraves Buch zum Thema heißt. Hier nahm *Zurück in die Zukunft 2* eine Entwicklung auf, die heute noch gängiger ist.

ANZEIGE

Kinder
SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Jetzt am Kiosk
für 3,40 Euro
oder im Abo unter
www.deinspiegel.de/abo



Das Nachrichten-
Magazin für Kinder.

Bequemer Alltag Die Knoblauchpresse

Zum Gebrauch ungeeignet

■ Gina Bucher

Zur Knoblauchpresse habe ich kein einfaches Verhältnis. Zwar liegt das verheißungsvolle Gerät in meiner Küchenschublade, doch wartet es dort oft vergebens auf seinen Einsatz. Allein bei seinem Anblick hinterfrage ich jedes Mal meinen Plan, den Knoblauch tatsächlich so zu pressen, wie es im Rezept empfohlen wird. Gepresst oder geschnitten?

Je nach Gericht spricht einiges für die gepresste Variante, schließlich ist dieses rein mechanische Gerät äußerst effizient darin, die Knoblauchzehen komplett auszupressen. Ein griechisches Tsatsiki etwa, das spanische Aioli oder die französische Rouille könnten mit Presse einfacher nicht sein: Zehe rein, Essenz raus – ohne sich dabei die Finger wirklich schmutzig zu machen. Sehr praktisch. Aber nur, bis die Gäste gegangen sind und die Knoblauchpresse ganz unten im Spülbecken liegt, inklusive den unterdessen angetrockneten Resten der Knoblauchzehe, die langsam aber hartnäckig den perforierten Boden des Zylinders verklebt haben.

Tatsächlich entlarvt dieser Moment den wahren Charakter eines jeden Hobbykochs oder jeder Hobbyköchin: Die sorgsam Agierenden werden so schlau sein und die Knoblauchpresse noch vor dem Beginn des Essens in ein Glas Wasser stellen, damit die Reste des Knoblauchs nicht eintrocknen und nachher besser zu entfernen sind. Jene aber, die diese Gelegenheit verpassen und auch nicht mit einer Spülmaschine gesegnet sind, werden beim Herauspulsen der Reste in Ruhe über die Tischgespräche sinnieren können – und die eilige Entscheidung, sich für dieses vermeintlich praktische Gerät entschieden zu haben, bereuen.

Fast zu Staub vertrocknet

Beim Säubern werden die Finger also doch noch schmutzig, und stinken nachher womöglich mehr, als wenn man den Knoblauch selbst geschnitten hätte. Natürlich, es gibt auch Modelle, die eine integrierte Schablone besitzen, mit der sich die Presse und das perforierte Sieb ganz leicht reinigen lassen.

Doch wer sich so wie ich einst in studentischer Sparsamkeit für die einfache Variante entschieden hatte, der weiß, dass jetzt nur noch eine Zahnbürste hilft, die hängen gebliebenen Knoblauchfasern von der mit vielen kleinen Nägelchen gespickten Druckplatte zu entfernen. Die Reste, die trotzdem darin stecken bleiben, werden – fast zu Staub vertrocknet – beim nächsten Gebrauch von allein herausfallen.

Karl Zysset, von seinen Freunden liebevoll Charlie genannt, hat dieses ambivalente Gerät erfunden, vermutlich Ende der vierziger Jahre. Damals hatte der gelernte Fahrradmechaniker in dem kleinen beschaulichen Schweizer



ILLUSTRATION: JULIA GUTHER FÜR DER FREITAG

„Die meisten Produkte werden inzwischen in China hergestellt“

Städtchen Lyss ein Fahrradgeschäft betrieben und gerade seinen 40. Geburtstag hinter sich.

„Velohaus Zysset“ stand damals über seinem Geschäft in dem kleinen, einstöckigen Riegelbau. In den fünfziger Jahren gründete er hier die Firma Zyliss und versammelt unter ihrem Dach seine zahlreichen Erfindungen. Auf die Knoblauchpresse folgte der Zwiebelhacker, auch unter dem Namen „Blitzhacker“ bekannt, sein erstes aus Kunststoff hergestelltes Produkt. Reklame machte er mit dem Slogan „Zick Zick Zyliss“.

Durch Knoblauchpresse und Zwiebelhacker wurde aus dem umtriebigen Tüftler ein reicher Mann – auch weil die Marke Zyliss bis zum Tod von Charlie 1998 in der ganzen Welt

bekannt war: für ihre äußerst praktischen Haushaltsgeräte. Und das ist sie bis heute geblieben. Besonders die Amerikaner lieben die *Quality made in Switzerland*, selbst wenn die meisten Schweizer Produkte inzwischen in China hergestellt werden.

Doch der Einsatz der Knoblauchpresse ist nicht nur bei mir zuhause jedes Mal wieder eine heikle Entscheidung, er hält auch für ein abendfüllendes Gesprächsthema her. „Auf keinen Fall“ meinen die einen erbot und schlagen sich damit auf die Seite vieler Spitzenköche. Diese argumentieren, dass das Aroma des Knoblauchs zerstört werde, weil der Geschmack der Zehe durch Oxidation während des Pressens bitter werde. „Unbedingt“, meinen dagegen die anderen und können sofort argentinische Wissenschaftler zitieren, die bei Kochversuchen herausgefunden haben wollen, dass beim Pressen zwar das Enzym Alliinase freigesetzt werde. Doch bilde dieses den gesundheitsfördernden Wirkstoff Allicin, das eigentlich gesunde Geheimnis des Knoblauchs.

Nur vermeintlich bequemer

Dieses ist mitunter der Grund, warum ältere Menschen hierzulande gerne ihre Knoblauchmilch zum Frühstück preisern. Wenn sie sie am Mittelmeer trinken, kauen sie mitunter sogar auf ganzen Knoblauchzehen. Denn gepresster Knoblauch, so haben Wissenschaftler herausgefunden, beugt Arterienverkalkungen und anderen Herz-Kreislauf-Erkrankungen vor, weil er das Ablagern von Blutfetten in den Adern verhindert. Das Lauchgewächs mit seinen antibakteriellen Eigenschaften hilft außerdem jungen Menschen und schützt vor Infektionen. Um an eben diese gesunde Essenz zu kommen, werden immer wieder diverse Methoden vorgeschlagen, die allerdings unseren Charlie aus Lyss um sein Vermögen gebracht hätten: Etwa die Knoblauchzehe mit einem scharfen Messer, einer Rasierklinge oder einem speziellen Hobel zu zerkleinern oder einfach mit einer Gabel und etwas Salz auf einem Küchbrett zu zerdrücken.

Ob gepresst oder geschnitten – eine Beurteilung aus kulinarischer Sicht überlasse ich getrost dem Koch. Handwerklich betrachtet ist die Knoblauchpresse eines jener Geräte, das unseren Alltag nur vermeintlich bequemer macht. Aber das ist ein sehr persönliches Fazit.

» Dies ist der vierte Teil einer losen Reihe, konzipiert von Gina Bucher, in der die Autorin erzählt, wie sich unser Alltag durch Haushaltsgeräte verändert – meist revolutioniert, selten verkompliziert – hat. In kleinen Essays erfahren wir, was wir mit diesen Geräten tun oder was wir lassen sollten. In der nächsten Folge geht es um Haartrockner und Windfrisur. Alle Teile der Serie finden Sie unter freitag.de/bequemeralltag



Koch oder Gärtner? Heute der Gärtner. Jakob Augstein beantwortet alle Fragen rund um den Garten

Warum sind Narzissen aus Spanien hierher gewandert?

Liebe Gartenfreunde, William Wordsworth hat ein berühmtes Gedicht über Narzissen geschrieben und das beginnt so: *I wandered lonely as a cloud / That floats on high o'er vales and hills, / When all at once I saw a crowd, / A host, of golden daffodils;*

Übersetzt klingt es immer noch sehr hübsch, allerdings ein bisschen ringelmatzig: *Der Wolke gleich, zog ich einher die einsam zieht hoch übers Land, / als unverhofft vor mir ein Meer von goldenen Narzissen stand. / Am See, dort wo die Bäume sind / flatterten, tanzten sie im Wind. So stetig wie der Sterne Schein und Funkeln hoch am Himmelszelt / war'n sie in endlos langen Reih'n / am Saum der Bucht entlang gestellt. Zehntausende, auf einen Blick, bogen im Tanz den Kopf zurück.*

Es ist eine hübsche Idee, gerade die vergängliche Blume, die sich nur für wenige Wochen im Jahr über die Erde traut, neben die ewigen Sterne zu setzen. Man kann sich das ja gar nicht so richtig vorstellen, was Wordsworths Wanderer da unverhofft vorfindet, eine Wiese am Meer, vielleicht einen Abhang, über und über mit gelben Narzissen besetzt. Aber in England wachsen Narzissen wild. Sie sind nun einmal Zwiebelpflanzen, die nicht aus Kleinasien stammen oder aus noch weiterer Ferne. Sie kommen einfach aus Spanien. Und von dort aus sind sie gewandert.

So steht es wenigstens im Standardwerk des bedeutenden Kulmbacher Narzissenexperten Walter Erhardt, was jetzt nicht so viel heißen will, weil es so furchtbar viele bedeutende Narzissenexperten in Deutschland gar

nicht gibt und in Kulmbach vermutlich noch weniger. Erhardt schreibt jedenfalls, es sei „interessant, dass sich diese Pflanzen das heutige Verbreitungsgebiet vor allem durch Wanderschaft erschlossen haben“. Interessant schon, aber schwer vorstellbar: Hat also eines Abends die eine Narzisse auf der iberischen Halbinsel zur anderen gesagt, es muss im Leben mehr als Spanien geben und sich einfach auf den Weg gemacht? Und sind ihr dann andere gefolgt?

So muss es sich zugetragen haben: In einem langen Strom haben die wandernden Zwiebeln zunächst die Pyrenäen überwunden, dann Frankreich und Belgien hinter sich gelassen, um dann zu ihrer phänomenalsten Leistung anzusetzen: der Überquerung des Ärmelkanals. Wunderbare Natur!

Narcissus pseudonarcissus hat also den Weg nach Norden gesucht, während es *Narcissus poeticus* nach Osten gezogen hat, über Griechenland bis zum Schwarzen Meer. Unwillkürlich fragt man sich, was aus der englischen Narzissendichtung über Wordsworth hinaus hätte werden können, wenn es umgekehrt gekommen wäre, und es die Dichternarzisse gewesen wäre, die den Weg nach Britannien gefunden hätte?

Es müssen auf dieser Wanderung eine Menge merkwürdiger Dinge passiert sein, denn heute gibt es ungefähr 26.000 verschiedene Kulturformen der Narzisse. Das ist eine ziemliche Menge, auch für das an Vielfalt nicht gerade arme Pflanzenreich. Gerade die Narzisse fordert also den Gärtner sozusagen dazu auf, sich der mühevollen

aber notwendigen Aufgabe ihrer Ordnung und Klassifikation zu stellen. Sonst dreht man ja durch. Die Narzissen werden in zwölf Klassen eingeteilt. Die muss man sich nicht merken, aber die Namen sind einfach schön: Trompetennarzissen, Großkronige Narzissen, Gefülltblühende Narzissen, Engelstränen Narzissen, Alpenveilchen Narzissen, Jonquillen, Tazetten, Dichternarzissen, Wildarten, Geschlitztkronige, Sonstige Narzissen

» Community Haben Sie eine Frage an Koch oder Gärtner? Dann stellen Sie sie auf freitag.de/kochodergaertner

Community Blog

Für seine Enkelin forsch koslowski in der NS-Geschichte

Eine der Töchter ruft an und berichtet, die Enkelin (2. Schuljahr) habe ihr etwas von kleinen Kindern aus Bielefeld erzählt, die von Nazis ermordet worden seien. Die Enkelin habe geweint, sie habe das von einer Mitschülerin gehört. Ob ich darüber etwas wisse? Ich weiß nichts und verspreche, mich zu erkundigen.

Die Mitarbeiter des Stadtarchivs haben eine Vermutung, um wen es sich handeln könnte. Bereits die Suche bei Wikipedia ist erfolgreich: Die Enkelin hat über das Schicksal von Ruben Baer und Tana Berghausen geweint. Ruben wurde am 31. Juli 1942 mit vier anderen Familienmitgliedern in einem Sonderzug der Deutschen Reichsbahn vom Bielefelder Hauptbahnhof aus nach Theresienstadt deportiert. Ruben lebte noch zwei Jahre und zwei Monate im Ghetto, dann bekam er die Transportnummer Ep1318 und wurde von Theresienstadt nach Auschwitz gebracht. Er wurde sofort nach der Ankunft am 12. Oktober 1944 in der Gaskammer ermordet.

Besuch in Auschwitz

Tana wurde am 28. Oktober 1942 geboren. Am 2. März 1943 wurde sie vom Bielefelder Hauptbahnhof aus nach Auschwitz deportiert. Das Einwohnermeldeamt vermerkt: „Tag des Abzuges: 2.3.43 – neue Wohnung: unbekannt, Osteinsatz.“ Die Fahrtzeit betrug etwa 40 Stunden. Sie wurde gleich nach der Ankunft in Auschwitz von einem SS-Mann erschlagen. Die Eltern starben in der Gaskammer.

Als wir Ende der neunziger Jahre Auschwitz besuchten, säumten Fotos auf großen Stellflächen den Weg von der Rampe zu den Gaskammern: Fotografen der SS hatten den letzten Weg der Menschen dokumentiert, überwiegend Mütter mit Kindern, manche schauten in die Kameras der SS und blickten uns, die Besucher, an. Im Forschungszentrum fand gerade ein wissenschaftlicher Kongress statt, der sich mit den moralischen Fragen beschäftigte, die Pflege und Erhalt des Lagers als Gedenkstätte aufwerfen: Darf man die Haare der Opfer „konservieren“?

Auf dem Rückweg von Auschwitz nach Krakau fiel mir der Bruder meiner Großmutter ein, von dem in der Familie das Gerücht kolportiert wurde, er sei als Beamter der Reichsbahn in Krakau an der Organisation der Sonderzüge nach Auschwitz beteiligt gewesen. Ich kannte ihn als Vorsteher eines kleinen Bahnhofs in Ostwestfalen, ein ruhiger, freundlicher Mann. Die Lokalzeitung berichtete 2007, dass zwei Straßen eines Neubaugebiets nach Ruben Baer und Tana Berghausen benannt worden sind.

Meiner Tochter berichte ich, was ich über die ermordeten Kinder aus Bielefeld herausgefunden habe. Sie bittet mich, es der Enkelin in den nächsten Tagen zu erklären.

koslowski war vor seinem Ruhestand Deutsch- und Geschichtslehrer. Seit 2010 bloggt er aus Bielefeld über Leben und Literatur auf freitag.de

» freitag.de/community

ANZEIGE

KOMM

„Werd' endlich erwachsen!“

→ Samstag, 24. September 2011
→ Universität der Künste Berlin

SPEED DATING | SHOWROOM | ROUND TABLE
VORTRÄGE | PODIUMSDISKUSSION | GALA
Triff Deutschlands kreativste Agenturen.
www.werdendlicherwachsen.de

A-Z Basteln



FOTO: BARBARA SCHNEIDER/FLORA PRESS/DPA

Kreativität In Kindergärten montiert der Nachwuchs wieder fleißig herbstliche Bastelobjekte. In Baumärkten zimmern Männer immer noch an ihrem Selbstbild. Und im Hobbykeller schrauben Nerds neuerdings an ihrem „Mashup“: Sind Bastler die Figuren der Gegenwart? Unser Lexikon der Woche

A

Architekten Eine Toilette mit Aussicht, das ist doch mal was. Da aber die Physik vorsieht, dass, wenn man rausgucken, auch reingucken kann, steht das WC-Häuschen mit der offenen Front hoch oben in Letná, auf einem Hügel im Norden von Prag, wo man meist für sich ist und dabei schön die tschechische Kapitale überblicken kann.

Das Guck-Klo ist eines der jüngeren Werke des Architektentrios H3T. **Die drei Prager sind herrlich spleenige Bastler. Ihre Erfindungen sind zwar nicht immer funktional, aber voll funktionsfähig.** Wie ihre mobilen Saunen. Die eine sitzt auf einem Anhänger und verfügt über Bänke links und rechts, auf denen man während des Luftholens die vorbeiziehende Landschaft genießen kann. Die andere ist ein schwimmendes Holzkabuff, das man nur per Boot erreicht. Und nach dem Saunagang vielleicht eine Tasse Tee? Auch dafür hat H3T ein charmantes Häuschen gezimmert – und auf einen Kran in 20 Metern Höhe gesetzt. Den Herren geht die gute Aussicht über alles. *Mark Stöhr*

B

Bastler, der Horst Seehofer besitzt, wie es heißt, eine Märklin HO im Maßstab 1:87, die im Keller seines Ferienhauses in Schamhaupten stehe. Prof. Brinkmann aus der *Schwarzwaldklinik* wünschte sich 1984, zum Dank für eine gespendete Niere, nichts sehnlicher als eine Modelleisenbahn. Beide, Politiker und Chefarzt, verkörpern eine tradierte Bastlerfigur, die im Pri-

vaten unbehelligt ihren inneren Lokführer kreisen lassen kann (→ Yourself, do it).

Doch neben diesen regenerativ tätigen Bastler, der am wohlverdienten Feierabend bizarren Hobbys frönt, ist eine neue Figur getreten, die ebenfalls Bastler heißt: **Sie ist nicht mehr Ladegerät, sondern Motor der Gesellschaft, nicht mehr privat, sondern öffentlich.** Speziell in ihrer Tätigkeit als titelseitentauglicher Bomben- und als Computerbastler ist sie heute in der Lage, selbst die Welt aufs Gleis zu setzen, maßstabsgetreu. *Klaus Raab*

E

Erziehung Als Kind war mir diese Panik fremd, am 23. Dezember noch ohne ein Geschenk da zu stehen. Ich kaufte nie was, sondern bastelte es selber. So wie alle anderen. Im „Bastelzentrum“, einem Holzhäuschen auf dem Weihnachtsmarkt am Alexanderplatz, konnten wir Holzstückchen oder Figuren bearbeiten, indem wir mit einem Gerät, das einem Lötkolben ähnelte, kleine Muster einbrannten. Oder wir bastelten Sterne aus Stroh, die wir später an den Weihnachtsbaum hängten. **Picklige Jungs fädelten Plaste-Perlenketten, und zierliche Mädchen schnitzten Pyramiden.** In der DDR war „Produktive Arbeit“ auch ein Schulfach: Es gab den kleinen Unterschied (offiziell) nicht. Wir trugen alle Blaumann und feilten an Aluteilen herum. Dieses pädagogische Prinzip wird heute auch an Waldorf-Schulen gepflegt. Vor kurzem hat ein Lehrer mir vorgeschwärmt, er habe einer Schülerin das Schweißen beigebracht. Doch was nützt mir heute diese „Bastel-Dir-Dein-Leben“-Manier? Baue ich allein ein Ikea-Regal auf? Wenn ich mal einen „Kreuzer“ brauche, rufe ich jedenfalls erst meinen Bruder an. *Maxi Leinkauf*

H

Helden Wenn Nerds zu Schere und Papier greifen, dann nicht, um einen Dampfer oder Kranich zu falten. Cubeecraft bietet solche Gimmicks an, denen sich auch die digitale Avantgarde nicht entziehen kann. **Ein ganzes Arsenal an Helden und Schurken, von Captain America über Donnergott Thor bis Lord Voldemort, steht hier zum Zusammenfalten bereit.** Die kostenlosen Bastelbögen muss man nur per Farbdrucker auf ein DIN-A4-Blatt übertragen. Einzig eine Schere ist vonnöten, um den sehr kantig gehaltenen Staubfängern Leben einzuhauchen, denn das Konstruktionsprinzip basiert auf einhakenden Läschen. *Tobias Prüwer*

cubeecraft.com/genre/pop-culture/1

Herbst Offiziell am 22. September beginnende Jahreszeit, in deren Verlauf die Bäume ihre Blätter und Früchte lassen. **Was insofern gut ist, als sich diese zum Basteln eignen.** Weniger für die oben beschriebenen → Bastler als für die Eltern bastelnder Kinder. Das Ergebnis ihrer Tätigkeit heißt → Kastanienmännchen. *raa*

K

Kastanienmännchen Mit Stöckchen zur Figur verbundene Kastanien. **Zahnstocher eignen sich wegen der Spitzen besser als Streichhölzer.** Außer, eine Kastaniengiraffe wird produziert: Dient der dünne Zahnstocher als Hals, auf dem eine Kopfkastanie thront, kann er brechen. Der Puppentierarzt muss kommen. *raa*

Kinderüberraschung (kurz Ü-Ei) Sie befindet sich seit 1974 im Sortiment der sogenannten Impulsware, von Eltern auch gerne Quengelware genannt, weil sie in Kinderaugenhöhe direkt neben der Supermarktkasse aufgebaut wird. **Darin: ein Schokoladenei. Darin: ein gelbes Döschen. Und darin: die Überraschung.** Handelt es sich hierbei um eine Figur aus einer Reihe (Happy Hippos, Bingo Birds, Top Ten Teddies), kann man sie auf Fachmessen verhöckern. Handelt es sich um einen Schnellbausatz, sind dagegen Erwachsene und Kinder gleichermaßen in den Bann gezogen – bis man sie zusammengebaut hat. Danach dienen die debil grinsenden Autos und brüllenden Mülltonnen bis zur Entsorgung als Staubfänger auf dem Küchenregal. Was bleibt, sind die Döschen, in denen der Mist drin war. Aus denen kann man dann einiges basteln, von der Babyrassel bis zum Wackel-Dackel. *Sophia Hoffmann*

L

Lego Das bislang gigantischste Lego-Modell aus 2.048 Teilen, ein Unimog, verfügt über einen Motor mit beweglichen Kolben und eine elektrische Seilwinde. Er lässt sich zum Schneeflug umrüsten. Highlight ist die „Kombination aus Power Funktion und Pneumatik“. Aha.

Lego war schon immer besser als Playmobil, weil dort von Ritterburg bis Poryhof alles vorgefertigt war. Der dänische Plastik-Klotz-Hersteller hat erkannt: Beim Spielen geht es ums Kreieren. Hier ist das Kind quasi ein Demiurg, der sein ganz eigenes Universum sogar ohne Spielanleitung zusammenstecken kann.

Umso merkwürdiger scheint der neue Trend: Glaubt man der *SZ*, sind schon jetzt zehn Prozent der Lego-Kunden Erwachsene. Womöglich tappt der Hersteller damit in eine Falle: Wenn man eine Lehre als Mechatroniker absolviert haben muss, um die Lego-Rätsel verstehen zu können, kommt man jener Borniertheit von Playmobil nahe, wo man meint, einem alles vorsetzen zu müssen. *TP*

Lebenslauf Unvermeidliches Accessoire jeder Bewerbung. In der Regel genauso zusammengebastelt wie die Alien-Skulpturen eines experimentellen Recycling-Künstlers: **Man sammle seine besten Referenzen, schmücke sie aus bis kurz vor die Unglaublichkeitsgrenze und drucke das Ergebnis auf feinstes Büttenspapier.** Das Basteln am Lebenslauf ist zur Wissenschaft geworden: Was kommt gut an? Welches Layout ist angemessen? Hapert es am Basteltalent, kann man sich Hilfe besorgen: Von Vorlageformularen bis zum 24-Stunden-Service für die Fremderstellung gibt es unzählige Angebote.

Doch was ist eigentlich mit dem Hobby „Basteln“ im Lebenslauf? Möchte man seine handwerklichen Fähigkeiten hervorheben, raten Spezialisten von der Nutzung des B-Worts ab und empfehlen die Formulierung: Kreatives Gestalten mit verschiedensten Materialien. Klingt gleich viel mehr nach Alien-Skulptur. *SH*

M

Mashup Da hat sich ein Journalist eines Themas angenommen, das ihn seit Jahren umtreibt. Gute Voraussetzung. Dirk von Gehlen, Redaktionsleiter von *jetzt.de*, den Jugendseiten der *Süddeutschen Zeitung*, hat ein Buch über das Mashup geschrieben – und schon das Glossar allein wäre lobenswert: Genauer bekommt man wohl kaum irgendwo in dieser Dichte aufgedröselte, wo die Definitionsunterschiede zwischen einem Remix und einer Bricolage liegen, also einer geistigen Bastelei mit dem, „was da ist“; zwischen Intertextualität und Plagiat, zwischen Raubkopie und Filesharing. **Vor allem aber ist eine Verteidigung des „kreativen Kopierens“ als**

Kulturtechnik überfällig – nicht zu wechseln mit einem Lob des Urheberrechtsbruchs. Ähnlich wie von Gehlen haben schon andere argumentiert, aber jenseits der Wissenschaft selten so unpollemisch, so differenziert und so quellenreich. Das macht es ja so originell. *raa*

Dirk von Gehlen *Mashup. Lob der Kopie* Suhrkamp 2011, 233 S., 15 €

Mülldrachen Basteln im Spätsommer (vgl. → Herbst) bedeutet: Drachenaufbau. Um Unmut zu vermeiden, wenn das selbst gebaute Ungetüm bei der Landung zerschellt, greift der Anfänger besser auf einfache Designs und billige Materialien zurück. **Am besten nimmt man, was ohnehin niemand mehr braucht: einen Müllsack oder eine Plastiktüte. Dazu braucht man: Drachenschnur, Trinkhalme, Transparentpapier.**

Und so geht's: Das Plastikmaterial zum Sechseck zuschneiden und ins innere Quadrat die Trinkhalme so kleben, dass links und rechts zwei Dreiecke wie Ohren weg stehen. Zwischen diesen wird eine Schnur gespannt und in deren Mitte die Leine befestigt. Fertig. Für die große Flugschau das Gerät bei milden Winden starten lassen und Brecht zitieren: „Fliege, fliege, kleiner Drache / Steig mit Eifer in die Lüfte / Schwing dich, kleine blaue Sache / Über unsre Häusergrüfte!“ *TP*

S

Seifenkisten Es gibt Leute, die verdanken einer Seifenkiste ihr Matschaue. Es war in den späten Siebzigern, irgendwo im Süddeutschen. Die Konstruktion wirkte stabil: ein Miniatur-Zeppelin aus Sperrholz und Pappmaché, aufgesetzt auf die Karosserie eines ausrangierten Kinderwagens. Die Lenkung war eine sogenannte Schwenkachsenvorrichtung. Und genau die war das Problem. Schon nach wenigen Metern fuhr das Klappergefährt geradeaus, wo eine Kurve war, und stürzte einen Abhang hinab. Die Kiste war Schrott und das Auge auch ein bisschen.

Seifenkistenrennen waren einmal ein richtiger Wettbewerbssport mit Meisterschaften und Pokalen. Davon ist heute nicht mehr viel übrig. Auch das Synonym „Kinderautomobil“ trifft die Sache nicht mehr so recht. Oder kennt noch jemand Kinder oder Jugendliche, die sich in mühsamer Kleinstarbeit einen Vierräder zusammenackern, der noch nicht mal über einen Motor verfügt? Die Seifenkiste scheint out zu sein oder vielleicht auch einfach eine Spur zu offline. *MS*

Y

Yourself, do it Es immer dasselbe in den Werbepausen der *Sportschau*: Blank gewienerte Automobile, die ohne einen Hauch von Abgas durch die Landschaften schweben. Strahlende Segler, die mit Bierflasche, aber ohne Leberzirrhose, durch die Wellen gleiten. Und Mike Krüger, der sich eine Badewanne samt einer Kolonne Quetscheentchen bestellt, oder Boris Becker, der seiner Frau zwei Tonnen Blumen vor die Füße stellt. Die Zielgruppe für Werbespots ist selten so klar definiert wie hier: **Autofahrer, Biertrinker und Heimwerker. Menschen also, mit denen man gerne viel Zeit verbringt.**

Doch die Imagepolitik der Baumärkte ist unterschiedlich: Während Praktiker und Hagebaumarkt mit Promipower eher die klassische Klientel umgarnen, präsentiert Hornbach seit jeher Spots an der Grenze zum Wahnsinn. Der aktuelle Trailer handelt von den Bewohnern eines osteuropäischen Dorfes, die verlernt haben, ihre Hände zu gebrauchen. Adressaten sind wohl eher Bohème-Bastler, die lieber an ihrem → Lebenslauf werkeln als an ihrem Laminatboden. *MS*